21/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

35 Jahre DDR: Mit der Zukunft verbündet

Bildbericht von den Feierlichkeiten in Berlin

Motiviert für morgen

Die Geburtstagsfanfaren sind verklungen, die Paradefahnen eingerollt. Es war ein schönes Fest. Und wir hatten Grund zu feiern. Gekennzeichnet von politischer Stabilität und wirtschaftlicher Dynamik, dieser unser Staat. Anerkannt und geachtet in aller Welt als wichtiger Friedensfaktor im Herzen Europas. In treuer Freundschaft verbunden mit der Sowjetunion, fest verankert in der sozialistischen Gemeinschaft. Anlaß zur Freude nicht zuletzt die Erfahrung, daß fleißige Arbeit und hohe Leistung zum Wohle der gesamten Gesellschaft auch dem einzelnen zugute kommen.

Die Geburtstagsfanfaren sind verklungen, Orden und Ehrenzeichen wohl verwahrt. Der Alltag hat uns wieder. Die Arbeiter, die Bauern, die Forscher, die Soldaten ... Aus dem Alltäglichen wächst das Große: Dieses Jahr 1984 – alle Zeichen, alle Zahlen deuten darauf hin – wird zum erfolgreichsten werden in der Geschichte der DDR. Vergangenheit nun das Fest, Erinnerung, die motiviert zur Arbeit für morgen. Erfreuen wir uns noch einmal an seinem Glanz. FREIE-WELT-Reporter fotografierten, Augenzeugen, unmittelbar Beteiligte, schilderten, was sie empfanden.

Palast der Republik:
Festveranstaltung in Anwesenheit der Partei- und Staatsführung, 4000 verdienter Werktätiger sowie 67 Delegationen aus aller Welt. Sie war geprägt von Freude über das in 35Jahren Geschaffene, von Stolz über ein Aufbauwerk von historischer Dimension, von Optimismus und Tatbereitschaft für unsere Republik, deren Gründung zum Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Volkes und Europas wurde. Andrej Gromyko, der an der Spitze der sowjetischen Partei- und Regierungsdelegation stand, hatte am Vortag aus der Hand Erich Honeckers die höchste Auszeichnung unseres Landes, den Karl-Marx-Orden, entgegengenommen.

Amtssitz des Staatsrates:
Erich Honecker und Andrej Gromyko setzten ihre Unterschrift unter ein Dokument von geschichtlicher Bedeutung – ein Programm der Zusammenarbeit in Wissenschaft, Technik und Produktion bis zum Jahre 2000; ein Programm, dessen Verwirklichung eine neue Etappe der allseitigen ökonomischen und wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit und der Verflechtung der Volkswirtschaften beider Länder einleitet.

Zu unserer besonderen Freude können wir feststellen, daß die Freundschaft mit dem Sowjetland unserem Volke, wie einst Wilhelm Pieck sagte, zur Herzenssache geworden ist. In guten wie in schweren Tagen haben sich die brüderliche Kampfgemeinschaft, die tiefe Gemeinsamkeit und allseitige Zusammenarbeit der SED und der KPdSU, der DDR und der UdSSR bewährt – beim Aufbau des Sozialismus, bei seinem Schutz, im Kampf um die Sicherung des Friedens. So wird es auch in Zukunft sein.

Erich Honecker, Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzender des Staatsrates der DDR, auf der Festveranstaltung im Palast der Republik.

Am 35.Jahrestag des sozialistischen deutschen Staates würdigen wir sowjetischen Menschen mit besonderer Wärme die unverbrüchlichen Freundschaftsbande zwischen der KPdSU und der SED, der UdSSR und der DDR. Diese Freundschaft verwirklicht sich in Hunderttausenden großer und kleiner Taten, in einer Zusammenarbeit, die alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens umfaßt.

Andrej Gromyko, Mitglied des Politbüros des ZK der KPdSU, Erster Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates und Minister für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR, in seiner Grußansprache.

Motiviert für morgen

Als Thälmannsche junge Garde wollen wir unser Bestes geben, für das Wohl des Volkes und die Sicherung des Friedens.
Alles für die allseitige Stärkung und den zuverlässigen Schutz unserer Deutschen Demokratischen Republik!

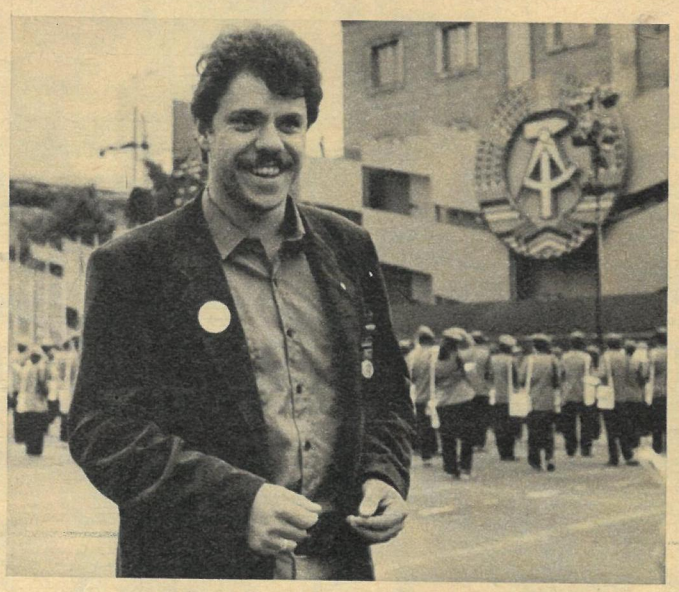
Aus dem Gelöbnis der Freien Deutschen Jugend zum 35. Jahrestag der Deutschen Demokratischen Republik

Motiviert für morgen

Franz Fischer
Jahrgang 1904
Parteiveteran

Es hat sich gelohnt

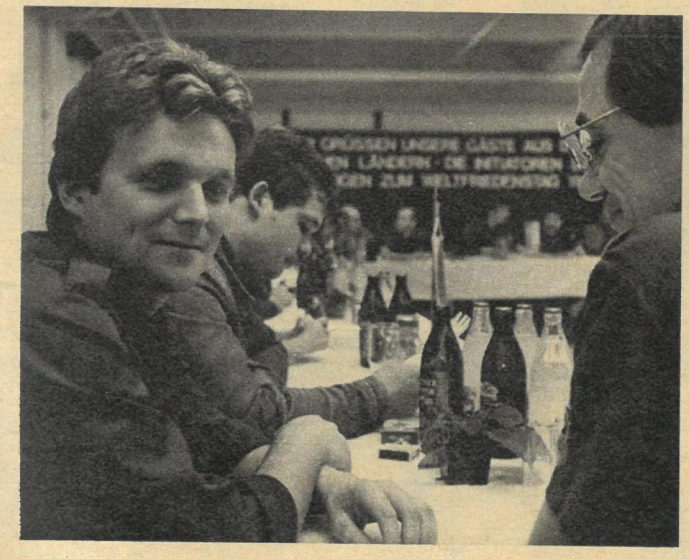
Ich saß im Kreise alter Kampfgefährten im Palais Unter den Linden. Bei dieser Begegnung mit Erich Honecker wurden Erinnerungen an kampferfüllte Jahre wach. 1921 war ich Mitglied des KJV geworden. Unsere Jugendarbeit damals in Prenzlauer Berg sah so aus, daß wir in die Höfe gingen, unsere Lieder sangen und für unsere Klassenbrüder in Sowjetrußland sammelten. Jahre später fuhr ich dann selbst dorthin. Ich war Sieger in einem Wettbewerb geworden: Wer verkauft die meisten Exemplare der „Jungen Garde", unserer kommunistischen Jugendzeitung. Die Reise in die Sowjetunion war der 1. Preis... Dann kam die faschistische Nacht, Jahre illegaler Arbeit, Konzentrationslager, Emigration. Als ich mit meiner Frau 1946 aus London nach Berlin zurückkam, ging es wieder vor allem um die Hirne und Herzen der Jugend. Ich war inzwischen hauptamtlicher Parteiarbeiter geworden, hatte den heute schon historischen Fackelzug mitorganisiert und erlebte gemeinsam mit Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Erich Honecker diese mitreißende Stunde. 35 Jahre später sah ich von der gleichen Stelle den Fackelzug der heutigen FDJ-Generation und fühlte zutiefst, daß sich unser Kampf gelohnt hat.



Frank Matthes
Jahrgang 1957
Straßenbautechniker, Jugendbrigadier

Ein weiter Weg

Wir sind fünfzig insgesamt, die von den verschiedensten Abschnitten des Erdgastrassen-Baus in der Sowjetunion hierher zum Jubiläumsfackelzug gekommen sind. Alle haben einen weiten Weg hinter sich. Meiner begann in Oberloquitz bei Gera. Aber als in den 70er Jahren die große Initiative der FDJ in Berlin begann, zog es mich aus meinem Geburtsort in die Hauptstadt. Das Sport- und Erholungszentrum, die Charité und der Spittelmarkt – ich habe als Tiefbauer den Boden mit bereitet für diese Objekte. Zur Heimat wurde mir Berlin dann vor allem durch meine Frau. Und unsere kleine Tochter ist nun schon eine waschechte Berlinerin. Ich kann sie allerdings nur in Abständen von einigen Monaten bewundern. Mein neuer Arbeitsplatz ist seit zwei Jahren in Bogorodtschany, im Westen der Ukraine. Auch wenn es nicht leicht ist, weit entfernt von der Familie zu leben, so haben mich dieses Land und seine herzlichen Menschen doch gefangengenommen. Und die schwierigen Bedingungen der Auslandsmontage haben mich erst zu dem Brigadier gemacht, der ich heute bin. Hier Unter den Linden traf ich übrigens frühere Kollegen, hörte, wie es auch bei ihnen vorangeht. Das zu wissen ist ein gutes Gefühl, das ich mit auf den Weg nehmen werde.



Peter Butter
Jahrgang 1958
Schornsteinmaurer,
stellv. Brigadier

Gründe genug

Hatte ein volles Geburtstagsprogramm, schön und anstrengend; mit der FDJ beim Fackelzug, mit meiner Großen zur Parade und mit der kompletten Familie – zu viert – mittendrin im Volksfest. Davor noch der Brigadetreff mit Jugendlichen aus vier sozialistischen Ländern. Unser Aufruf – zum Weltfriedenstag eine Höchstleistungsschicht zu fahren – fand internationales Echo. Nun mußten wir Rede und Antwort stehen, wie wir unsere Arbeit organisieren. Ja, das ganze Jahr lief bisher gut, beruflich wie privat. In der Brigade Harder fühlte ich mich sofort zu Hause, wir haben kräftig zugelangt. Unsere Schornsteine in der Storkower Straße können sich sehen lassen. Wir liegen gut im Plan, wollen aber noch mehr. So auch im nächsten Winter aufs Dach, denn viele Häuser in Prenzlauer Berg warten noch darauf, daß ihre Schornsteine wieder richtig rauchen. Durch unsere Ideen und kollektives Handeln kam die Brigade zum „Banner der Arbeit" und ich zum Aktivisten – das verpflichtet, spornt an. Genauso wie der Nachwuchs in meiner Familie. Planmäßig vor einem Vierteljahr traf unsere Cathrin ein. Nun habe ich drei Mädchen, die ich liebe. Wenn das keine Gründe zum Feiern sind...

Detlef Wohlfahrt
Jahrgang 1960
Kfz-Schlosser,
z. Z. NVA

Auf der Hut sein

Das war ein Erlebnis! Zur Parade lenkte ich meinen schweren „Ural" mit Fla-Rakete direkt an der Tribüne lang. Hätte gern gewunken, mußte aber geradeaus schauen, ich fuhr das Richtfahrzeug. Tempo auf die Zehntelsekunde, keinen Zentimeter von der Linie abweichen! Schließlich mußte der ganze Fla-Raketen-Block sich nach mir orientieren. Diesen besonderen Platz hatte ich mir im Wettbewerb von Mann zu Mann verdient. Bestleistungen zählten, wie im Betrieb. Vom „Ostseetrans", Betriebsteil Grimmen, kam ich als Jungaktivist zur Armee. Nun kann ich die Qualifizierungsspange und das Bestenabzeichen vorweisen. Ende des Monats bin ich wieder ständig bei meiner Familie, bei meiner Frau Dietlind, bei unserm lütten Matthias, bei den Jungs vom Betrieb. Ich freu' mich natürlich mächtig darauf. Vor kurzem haben wir eine eigene Wohnung bekommen, in der Leningrader Straße. Ganz modern. Also, alles läuft prima. Ich hoffe nur, daß immer Frieden bleibt. Wir Arbeiter schützen mit zuverlässigen Waffen unseren Staat. Mit guten Freunden zur Seite.

Ehrenparade der Nationalen Volksarmee in der Karl-Marx-Allee (Bild rechts oben). Bei Volksfesten trafen sich die Berliner und ihre Gäste (Fotos rechts).

Fotos: Lothar Willmann (4), Volker Hohlfeld (3), Detlef Christel (2), ZB/Klaus Franke, Holger Busch, Rainer Mittelstädt

Im 35. Jahr der DDR entstand dieses Haus als beeindruckendes Gemeinschaftswerk von Bauleuten und Künstlern unserer beiden Länder zusammen mit vielen anderen Bauten in unserer Hauptstadt Berlin. Als ein Symbol unserer unverbrüchlichen Freundschaft wird es eine Stätte der Begegnung mit den Errungenschaften der sowjetischen Wissenschaft, Technik und Kultur und ihren Schöpfern sein. Möge das Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur allen seinen Besuchern bleibende Eindrücke und Erlebnisse vermitteln. Dazu wünsche ich dem Kollektiv dieses Hauses viel Erfolg.

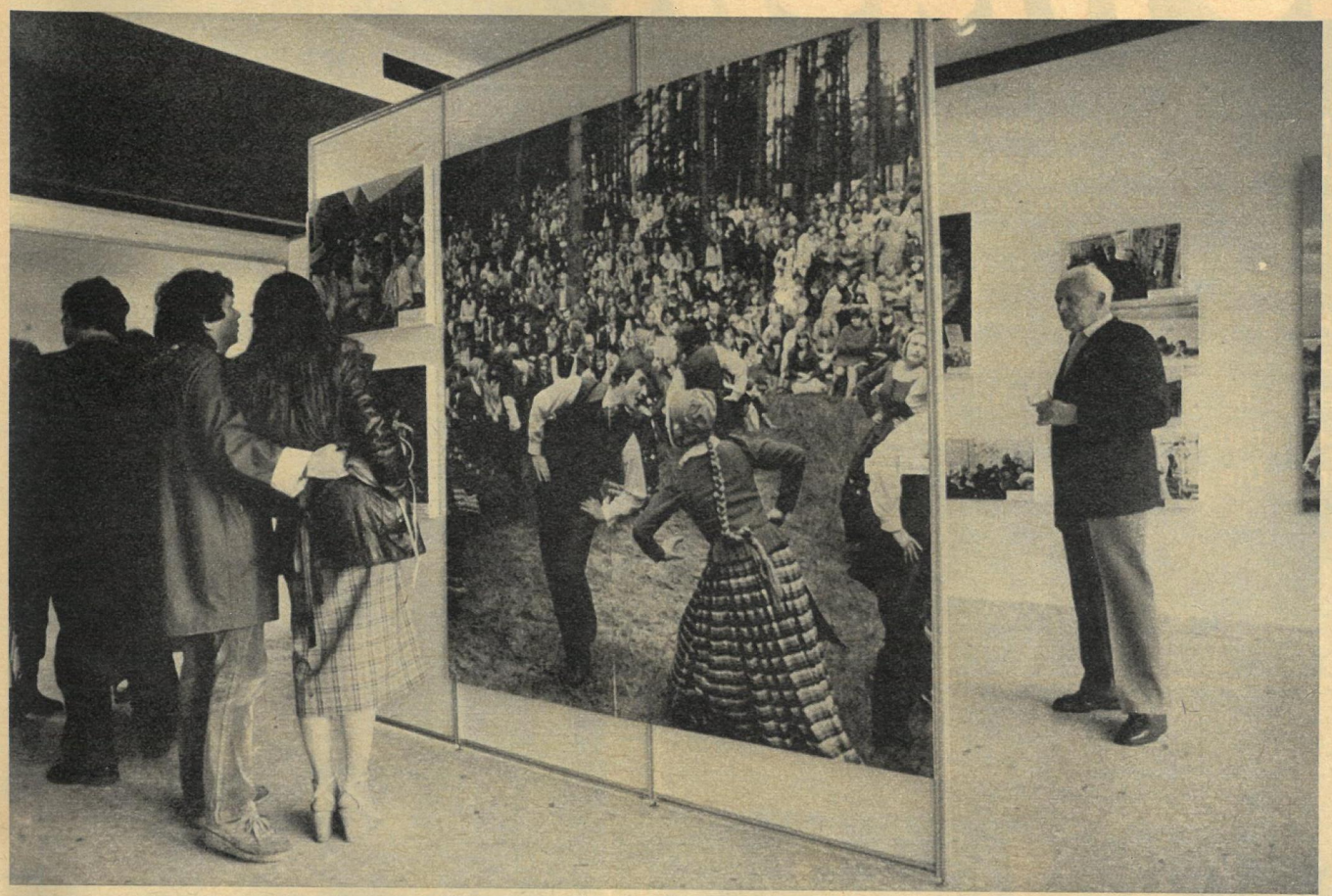
Eintragung Erich Honeckers ins Gästebuch

Ohne Frage: Die Berliner und ihre Gäste haben das neue Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in der Friedrichstraße in Besitz genommen. Man sieht's am Kommen und Gehen in den Foyers und Ausstellungsräumen, man liest's in den Gästebüchern. Worte der Achtung, der Freude, des Dankes, daneben – wie unter engagierten Freunden üblich – manche gutgemeinte Anregung.

Der Leitung und allen Mitarbeitern „sibirische Gesundheit, grusinischen Humor und kaukasisches Alter" wünschen Marga Katsch, Else Düring und Ines Hanfland. „Ein Haus mit interessantem Angebot", bestätigt A. Rogow und fügt hinzu: „Vielleicht ließen sich die Veranstaltungen besser popularisieren, wenn Monatsprogramme in ausreichender Menge gedruckt würden. Wünschenswert wäre auch eine Verkaufs- oder Ausgabestelle für Wandzeitungsmaterial, Plakate und ähnliches." Ein gedruckter Wegweiser würde dem Ehepaar Block aus Berlin zusagen. „Ansonsten ein prachtvolles Gebäude, lehrreich für alle, die unser Brudervolk lieben." Roland... (Familienname unleserlich) schreibt: „Ich nutze gern die Möglichkeit, Sie zu weiteren Filmzyklen zu ermuntern analog der schönen Gerassimow-Reihe." In allerbester Schönschrift haben Mirko Lenkewitz und Klassenkameraden auf Russisch eingetragen: „Wir Schüler der 8a aus dem Dorf Bestensee waren in der Ausstellung. Hier war es interessant. Alles hat uns gefallen. Danke." Gedanken um eine „Beschriftung an diesem attraktiven Gebäude" machen sich M. Matusch und seine Freunde. „Eine aussagekräftige Neonschrift auch für den Gaststättenteil wäre wünschenswert." Erika Blumenthal aus Wusterhausen an der Dosse will daheim in der DSF-Gruppe

Foto oben: Der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, bei seinem Rundgang durch das neue Haus. Rechts neben ihm der Botschafter der UdSSR, Wjatscheslaw Kotschemassow.

Friedrichstraße 176/179



berichten und für 1985 einen gemeinsamen Besuch vorschlagen. Die Mitglieder der DSF-Grundeinheit AHB Textima besichtigten die Ausstellung lettischer Maler und befanden: „Einige Bilder haben uns sehr gefallen, andere gaben uns inhaltliche Rätsel auf, die sicher erst bei einem zweiten Rundgang zu lösen sind." – „... insbesondere bin ich von der Höflichkeit der Mitarbeiter überrascht. Eine gute Idee, daß man sich nach Interessengebiet Prospekte mitnehmen kann", gibt Joachim Baermann zu Protokoll. Stanislaw Sokolow, verantwortlich für die Ausstellung „Erfindungen in der UdSSR", um die es in diesem Fall geht, bescheinigt den vorwiegend jugendlichen Besuchern seinerseits: „Man spürt es in ihren Gesprächen mit unserem Standpersonal, sie haben ein gutes Verhältnis zu unserem Land, sie wissen eine Menge über unsere Industrie, kennen sogar einzelne Werke, bestimmte Gelehrte und Erfinder beim Namen. Ich nehme die Anregung nach Moskau mit, eine spezielle Ausstellung über die schöpferischen Aktivitäten der sowjetischen Jugend vorzubereiten."

Drei Monate Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur – wie stellen sie sich aus der Sicht von Direktor Jewgeni Tabatschnikow dar?

„Überaus erfolgreich. Mehr als 200 000 Besucher in einem Vierteljahr, ein so lebendiges Interesse bei allen Schichten der Bevölkerung, es macht Freude, unter solchen Bedingungen zu arbeiten.

Links außen: Im Kunstsalon. Rechts oben: TASS-Fotoschau „Die sozialistische Gemeinschaft". Mitte: Nationalitätenrestaurant „Wolga". Rechts: Schüler einer 11. Klasse in der Ausstellung „Erfindungen in der UdSSR".

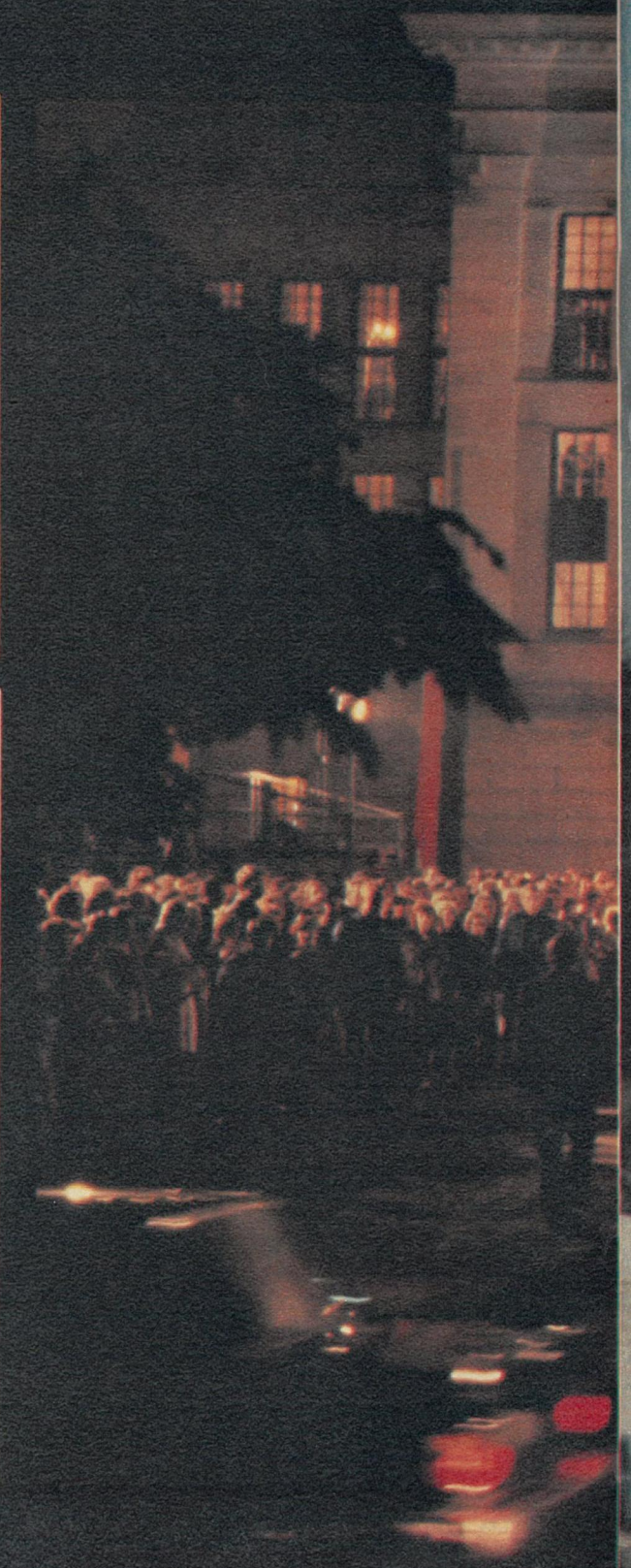
Wir sind sehr stolz darauf, daß uns Genosse Erich Honecker anläßlich des 35. Jahrestages der DDR einen Besuch abgestattet hat. Als Symbol unverbrüchlicher Freundschaft, als Stätte der Begegnung zwischen unseren Völkern hat er das Haus charakterisiert. In diesem Sinne werden wir weiterwirken, jeder Vorschlag, jede Anregung unserer Gäste ist dabei willkommen. Wer einmal hier war, der soll auch wiederkommen, das ist unser Ziel." *F. J.*

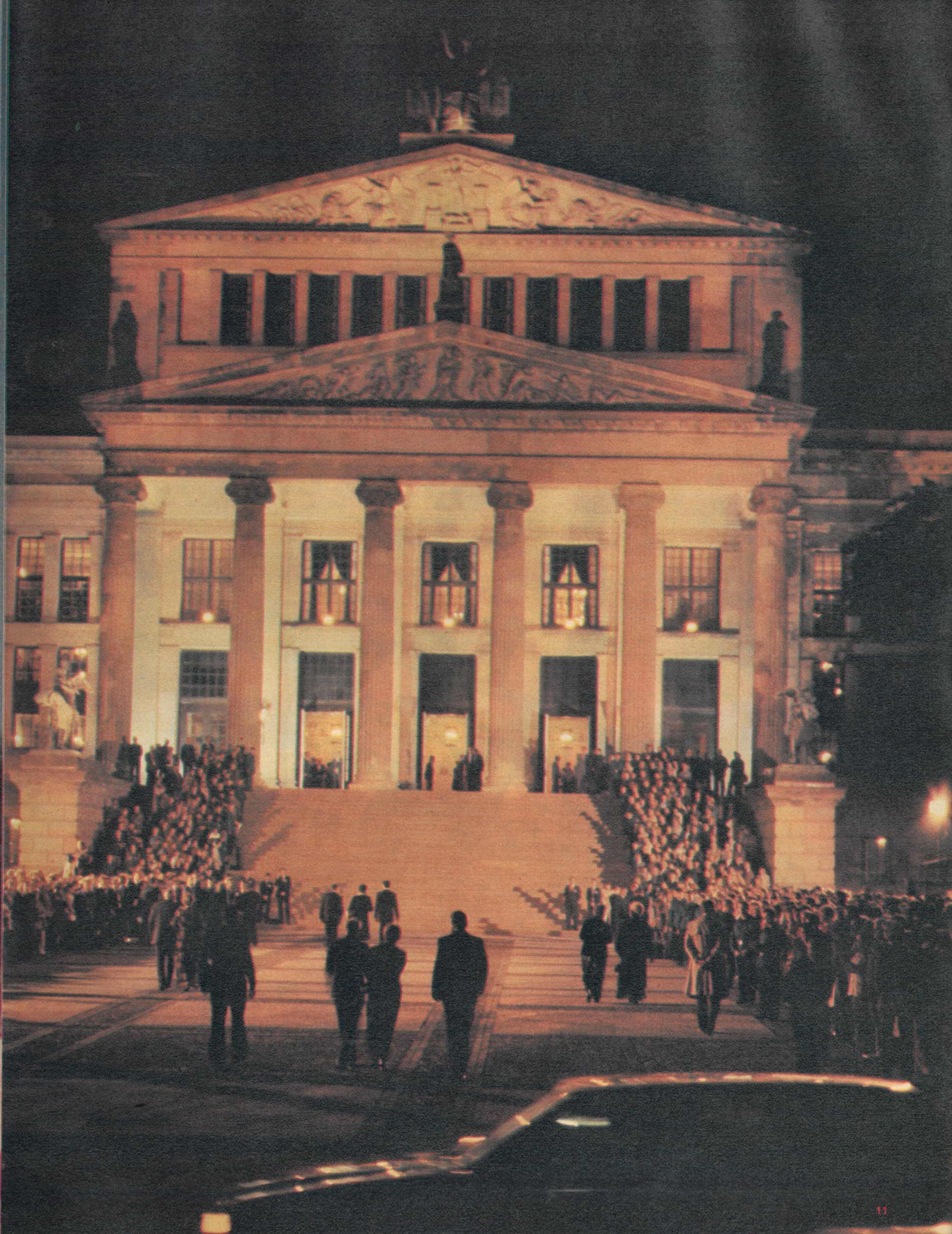
Fotos: Steinberg, Paszkowiak, Hohlfeld

An die Musik

Zuerst kamen die Augen zu ihrem Recht; Blicke schweiften neugierig bis ehrfurchtsvoll hin und her und in die Höhe. Das alte Schinkelsche Schauspielhaus, nun Berlins neues Konzerthaus, lädt zu Entdeckungsreisen ein. Vor vierzig Jahren vom Kriegsbrand verheert, zeigt es sich im Oktober 1984 mit seinem originalgetreu rekonstruierten Äußeren. Die Innenräume jedoch sind – Stil und Geschmack des Klassizismus fein nachempfunden – mit Liebe zum edlen Detail neu gestaltet und neuen Genüssen dienstbar gemacht worden. Die Tonkunst hat Einzug gehalten. Schuberts Gesang „An die Musik", zur festlichen Ouvertüre vorgetragen, widmete das Haus dem erwartungsfrohen Publikum.

Fotos Alfred Paszkowiak, Thomas Sandberg (2)

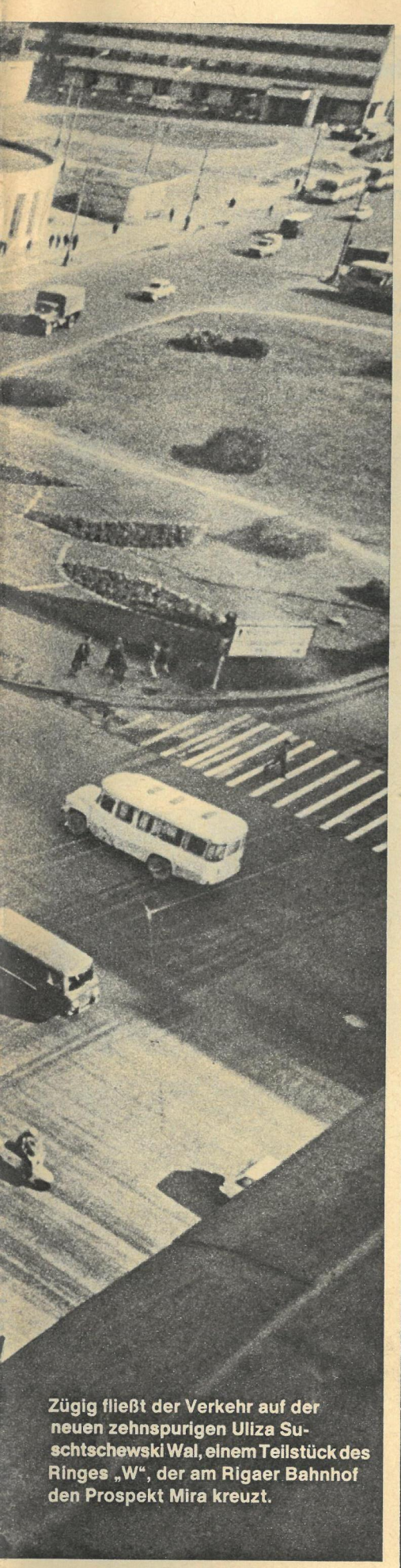




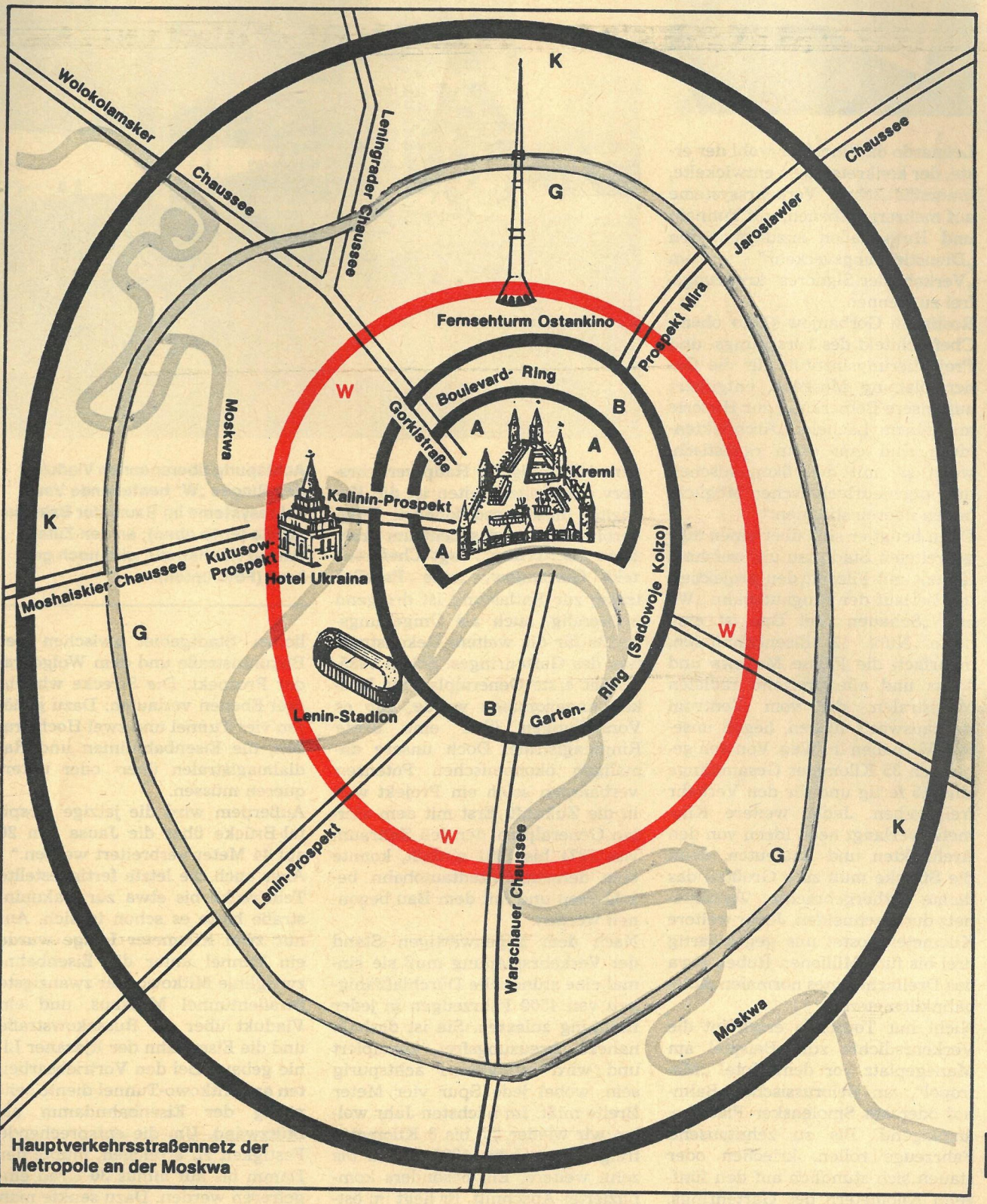
Den Jahresringen eines gewaltigen Baumes vergleichbar umschließt ein System von Ringstraßen Moskaus Zentrum. Dort, wo sich im Spätmittelalter Wehrmauern und Sandwälle erhoben, entstanden im vorigen Jahrhundert der Boulevard- und der Gartenring. Sie zählen heute zu den am stärksten belasteten Verkehrsadern. Der dritte Ring mit der Bezeichnung „W" – W, kyrillisch B, ist im russischen Alphabet der dritte Buchstabe – war einst die Moskauer Zollgrenze, der sogenannte Kammerkollegien-Wall (rot im nebenstehenden Stadtplan). Er wird gegenwärtig zu einer achtspurigen Stadtautobahn ausgebaut. Projektvorschläge für einen weiteren geschlossenen Straßenring „G" werden für den nächsten Generalplan diskutiert. Die 109 Kilometer lange Ringautobahn „K" markierte von 1960 bis zum Vorjahr die Stadtgrenze, die sich künftig nicht mehr kreisförmig erweitern soll.

Moskaus B dritter Ring

Eine neue Magistrale für das nächste Jahrhundert



Zügig fließt der Verkehr auf der neuen zehnspurigen Uliza Suschtschewski Wal, einem Teilstück des Ringes „W", der am Rigaer Bahnhof den Prospekt Mira kreuzt.



Hauptverkehrsstraßennetz der Metropole an der Moskwa

Ein Beitrag von Norbert Kaiser (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

Moskaus dritter Ring

Leonardo da Vinci war wohl der erste, der konkrete Ideen entwickelte, innerstädtische Verkehrssysteme auf mehreren Ebenen, mit Tunneln und Hochstraßen anzulegen, den „Dienstleistungsverkehr“ vom „Verkehr der Signores“ kreuzungsfrei zu trennen.

Rostislaw Gorbanjow (Foto oben), Chefarchitekt des Forschungs- und Projektierungsinstituts für die Generalplanung Moskaus, entgegnet auf unsere Bemerkung zur Historie mit feinem Lächeln: „Architektenideen sind erst dann realistisch, wenn sie mit den ökonomischen und ingenieurtechnischen Möglichkeiten übereinstimmen.“

Dann beugt er sich über einen ausgebreiteten Stadtplan und zeichnet für uns mit Filzstift den projektierten Verlauf der Ringautobahn „W“ ein. „Schauen Sie! Das ist eine harte Nuß! 12 Eisenbahnlinien, mehrfach die Flüsse Moskwa und Jausa und alle dreizehn radialen Magistralen, die vom Zentrum stadtauswärts führen, liegen unserem Vorhaben im Weg. Von den geplanten 35 Kilometer Gesamtlänge sind 15 fertig und für den Verkehr freigegeben. Jeder weitere Kilometer verlangt neue Ideen von den Architekten und Bauleuten, denn die Strecke muß zum Großteil das dichte althergebrachte Verkehrsnetz durchschneiden. Jeder weitere Kilometer kostet uns gegenwärtig drei bis fünf Millionen Rubel, etwa das Dreifache eines normalen Autobahnkilometers.“

Nicht nur Touristen erscheint die Verkehrsdichte zum Beispiel am Manegeplatz vor dem Hotel „Metropol“, am Belorussischen Bahnhof oder am Smolensker Platz beängstigend. Bis zu zehntausend Fahrzeuge rollen, kriechen oder stauen sich stündlich auf den fünfzehn Kilometern des Gartenrings, dem derzeitigen Hauptverkehrsnerv. „In Spitzenzeiten ist die Kapazität dieser traditionellen Ringverbindung um das Zentrum praktisch überfordert“, sagt Chefarchitekt Gorbanjow, „eine Paralleltrasse zur Entlastung ist dringend notwendig, auch als Umgehungsstraße für die weitere Rekonstruktion des Gartenringes. Schon 1935, als der erste Generalplan für Moskau angenommen wurde, gab es Vorstellungen über eine dritte Ringmagistrale. Doch unsere damaligen ökonomischen Potenzen verbannten solch ein Projekt weit in die Zukunft. Erst mit dem vierten Generalplan, der den Zeitraum von 1971 bis 1991 umfaßt, konnte eine derartige Stadtautobahn beschlossen und mit dem Bau begonnen werden.

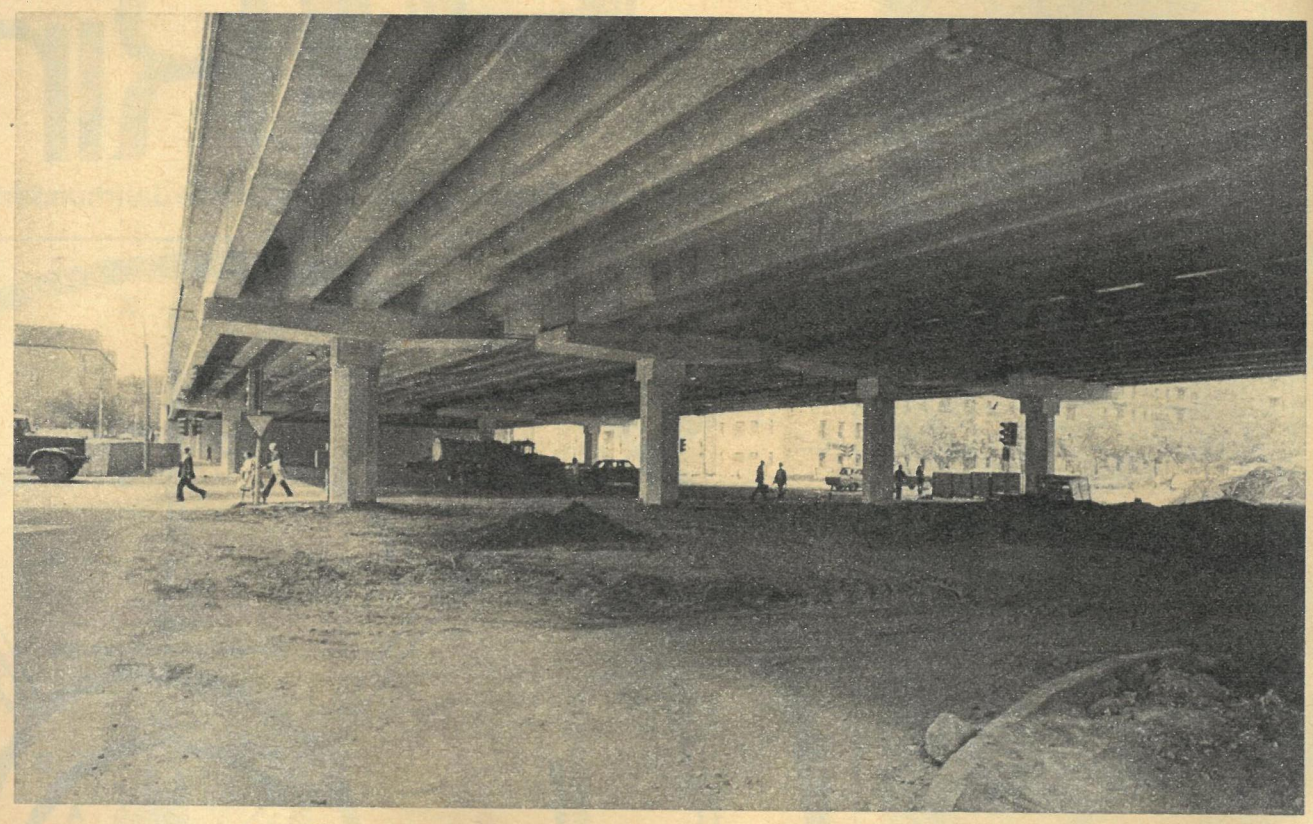
Nach dem gegenwärtigen Stand der Verkehrsplanung muß sie einmal eine stündliche Durchlaßfähigkeit von 4500 Fahrzeugen in jeder Richtung zulassen. Sie ist deshalb nahezu kreuzungsfrei konzipiert und wird mindestens achtspurig sein, wobei jede Spur vier Meter Breite mißt. Im nächsten Jahr wollen wir wieder 2,5 bis 3 Kilometer freigeben und bis 1990 sieben bis zehn weitere. Ein besonders komplizierter Abschnitt. Er liegt im östlichen Stadtgebiet zwischen der Bakuninstraße und dem Wolgograder Prospekt. Die Strecke wird in drei Ebenen verlaufen. Dazu gehören vier Tunnel und zwei Hochstraßen, die Eisenbahnlinien und Radialmagistralen über- oder unterqueren müssen.

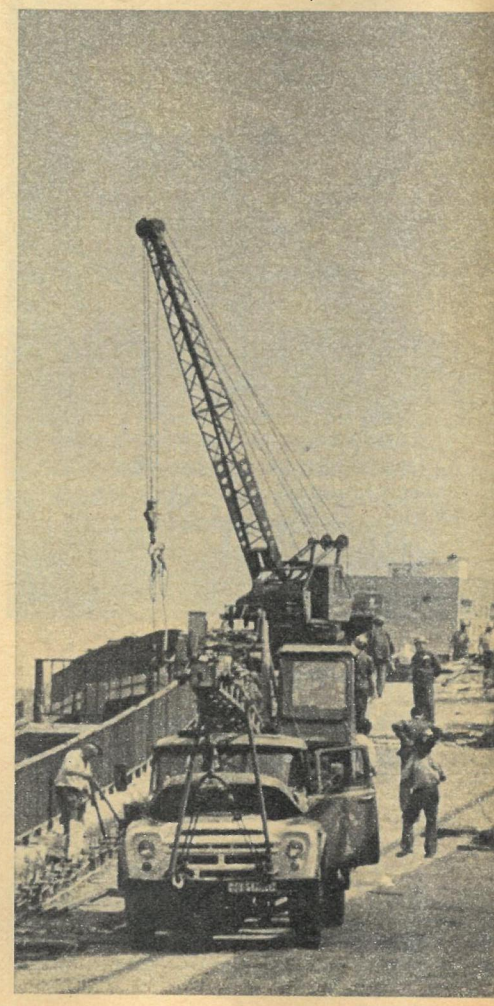
Außerdem wird die jetzige Hospital-Brücke über die Jausa von 26 auf 44 Meter verbreitert werden.“

Aber auch die letzte fertiggestellte Teilstrecke bis etwa zur Bakuninstraße hatte es schon in sich. Auf nur zwei Kilometer Länge wurde ein Tunnel unter die Eisenbahnzweiglinie Mitkowo, der zwanzigste Straßentunnel Moskaus, und ein Viadukt über die Russakowstraße und die Eisenbahn der Rjasaner Linie gebaut. Bei den Vortriebsarbeiten am Mitkowo-Tunnel diente zeitweilig der Eisenbahndamm als Stützwand. Um die entsprechende Festigkeit zu erreichen, mußte der Damm bis auf minus 30 Grad eingefroren werden. Dazu senkte man

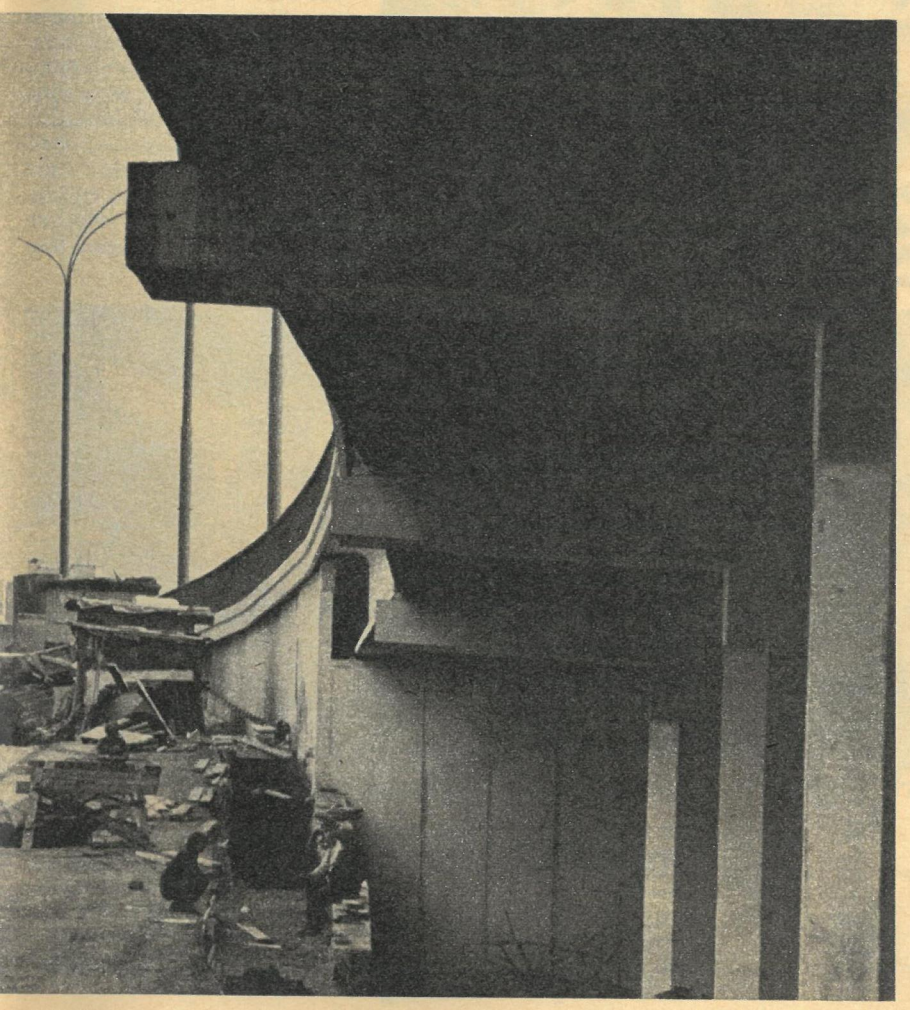
Zahlen und Fakten zum hauptstädtischen Verkehr

- Anzahl der gegenwärtig in Moskau registrierten PKW und LKW: über eine Million.
- Jährlicher Zuwachs im nächsten Jahrzehnt: 10 bis 12 Prozent.
- Anzahl der nichthauptstädtischen Fahrzeuge, die täglich in bzw. durch Moskau fahren: 80 000.
- Anzahl der Kraftfahrzeuge (einschließlich Trolley- und Autobusse), die sich an Werktagen gleichzeitig auf den Straßen der Hauptstadt bewegen: 350 000 bis 450 000 (statistische Schätzung).
- Die öffentlichen Verkehrsmittel Straßenbahnen, Trolley- und Autobusse beförderten 1983 3,2 Milliarden Fahrgäste (davon fast 2 Milliarden in Autobussen). Sie legen täglich eine Gesamtstrecke von 22 Millionen Kilometer zurück.
  Im Vergleich die Jahreskapazität der Metro 1983: 2,37 Milliarden Passagiere.
- Moskau besitzt 9 Bahnhöfe und weitere 71 Haltepunkte der Eisenbahn im Stadtgebiet, von denen jährlich etwa 630 Millionen Passagiere (einschließlich Benutzer des Vorortverkehrs) eine Fahrt antreten. Anzahl der täglichen Züge: 3700.





Achtspurig überspannen Viadukte des Ringes „W“ bestehende Verkehrssysteme im Raum der Bakuninstraße (Foto oben); an den Zufahrten zur Hochstraße wird noch gebaut (Foto unten).



Der Gartenring (Sadowoje Kolzo), der die Moskauer Innenstadt begrenzt, ist in einigen Teilen bereits rekonstruiert und verbreitert (Foto oben).

in das Grundmassiv unter der Eisenbahnlinie einige Dutzend Bohrsäulen bis in 18 Meter Tiefe hinab, durch die ein spezielles Gefriermittel geleitet wurde. Auf diese Weise konnten mehr als 150 000 Kubikmeter Erdreich ohne zusätzliche Stützvorrichtung bewegt werden.

„Die letzte Entscheidung über die endgültige Fertigstellung des Ringes ‚W' ist allerdings noch nicht gefallen", erklärt Rostislaw Gorbanjow und zückt wieder seinen Filzstift.

„Es ist schon heute abzusehen, daß einige Abschnitte der Autobahn im westlichen Stadtgebiet noch teurer werden als die bisherigen Teile: Drei Moskwa-Brücken müßten errichtet werden, und weitere Eisenbahnlinien wären zu kreuzen. So wird ein Vorschlag diskutiert, zunächst sektionsweise den weiter am Stadtrand gelegenen Ring ‚G' in Angriff zu nehmen, etwa parallel zu den noch nicht bestätigten Teilen des Ringes ‚W'. Eine gewichtige Rolle spielen dabei ebenfalls bestimmte Auflagen des in diesem Jahr vom Moskauer Stadtsowjet beschlossenen Umweltschutzprogramms für den Zeitraum von 1986 bis 1990. Darin sind unter anderem neue Wasserkläranlagen und Grünzonen vorgesehen, die uns zu neuen Überlegungen zwingen. Für die Entscheidungen von heute sind zukunftsträchtige Ideen bis ins nächste Jahrtausend gefragt."

Experten der Stadtplanung sind sich einig, daß Moskau seine historisch gewachsene fast kreisrunde Form nicht behalten wird. Ungerechtfertigt hohe Investitionen wären vonnöten, große Waldflächen würden vernichtet und das strapazierte Transportwesen weiter kompliziert werden. Modelle des Forschungs- und Projektierungsinstituts zeigen Alternativen, wonach Moskau nur noch in einigen Diagonalen über die gegenwärtigen Grenzen hinaus wachsen soll. Richtungbestimmend wären dabei die Radiallinien der Metro und die stadtauswärtsführenden Hauptmagistralen. So könnte sich künftig eine sternenförmige Stadtkarte abzeichnen, auf der nur noch im Inneren die Jahrhundertringe abzulesen sind.

Karte: Jochen Arfert

● Am Rande

In der Tschechoslowakei werden jährlich rund 25 Millionen Hektoliter Bier produziert, davon wird ein Zehntel in viele Länder der Welt exportiert. Zu den meistgefragten Sorten gehört vor allem das Pilsner Urquell. Den charakteristischen Geschmack verleihen ihm nicht nur der landeseigene Hopfen, das Malz und das klare Wasser, sondern auch die Produktionsweise, bei der das Bier ungefähr elf Stunden gekocht wird und einige Wochen lang in Felsenkellern reift. Neben dem Urquell und dem Budweiser aus České Budejovice werden weitere 34 Biersorten im Ausland angeboten. Die größten Abnehmer sind Ungarn, die Sowjetunion und in dem nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet die Bundesrepublik Deutschland, Italien und Österreich.

● Splitter

Ein neues polnisches Wärmeisolationsmaterial auf Kohlebasis hält im Vakuum bis zu 3000 Grad Celsius stand.

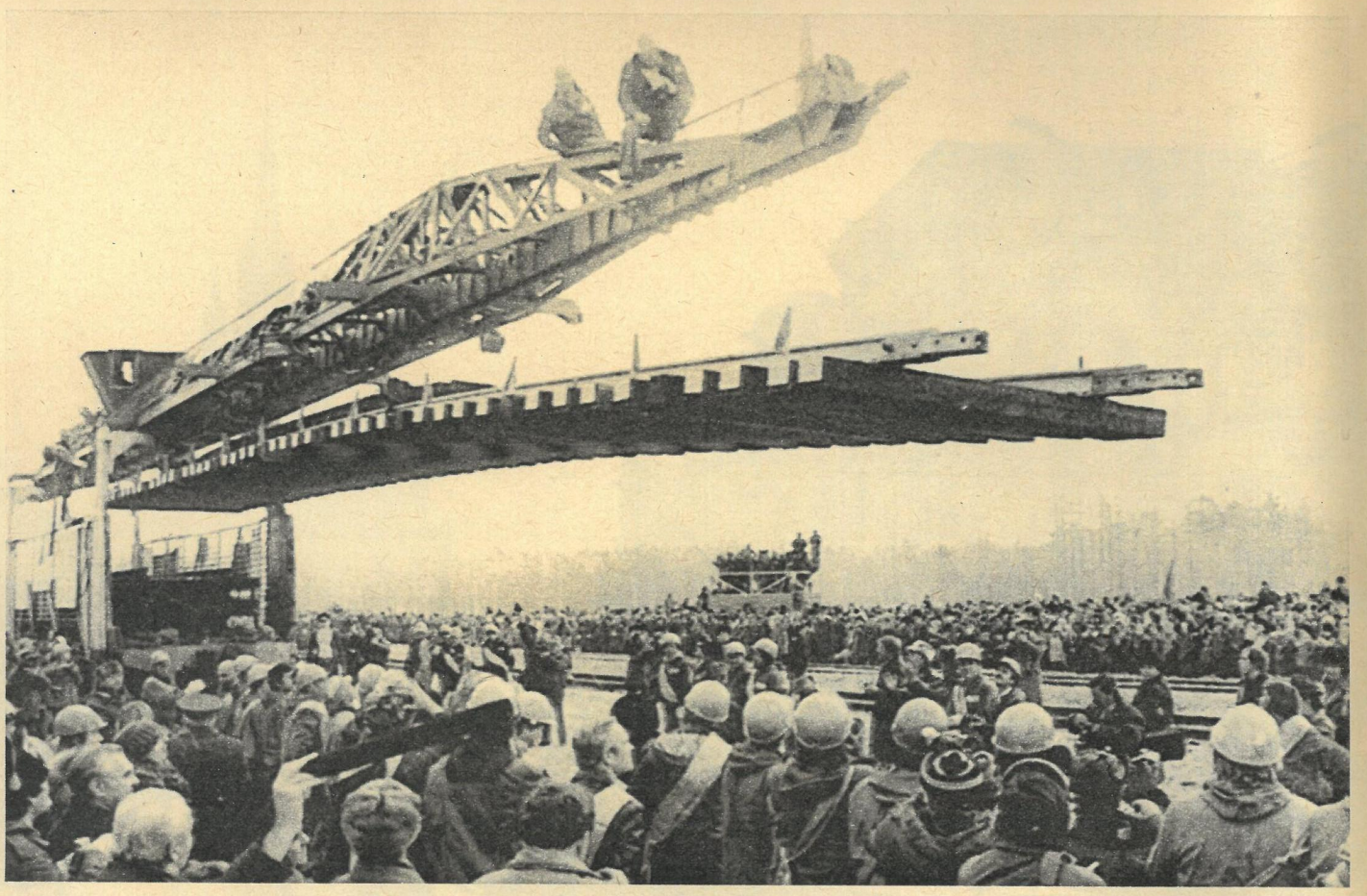
Auf 400 bis 500 Jahre wird die älteste Kastanie der ČSSR geschätzt, die sich in der Nähe von Bratislava befindet.

Gegenwärtig studieren in Bulgarien 10 000 ausländische Bürger, von denen 75 Prozent aus Entwicklungsländern kommen.

Vier Hektar des Territoriums der ČSSR wurden zum „autonomen Gebiet" der Frösche und Kröten deklariert, die sich hier mit anderen Arten von Amphibien unter der Beobachtung und dem Schutz von Forschern verbreiten sollen.

● Kulturelles

Zum ersten Mal in seiner Geschichte fährt das Berliner Maxim Gorki Theater auf Gastspielreise in die Sowjetunion. Vom 9. bis zum 22. Oktober zeigt das Ensemble in Moskau und Leningrad die Inszenierungen „Platonow" von Anton Tschechow, „Kleinbürger" von Maxim Gorki und „Match" von Jürgen Groß.



BAM-Kopplung

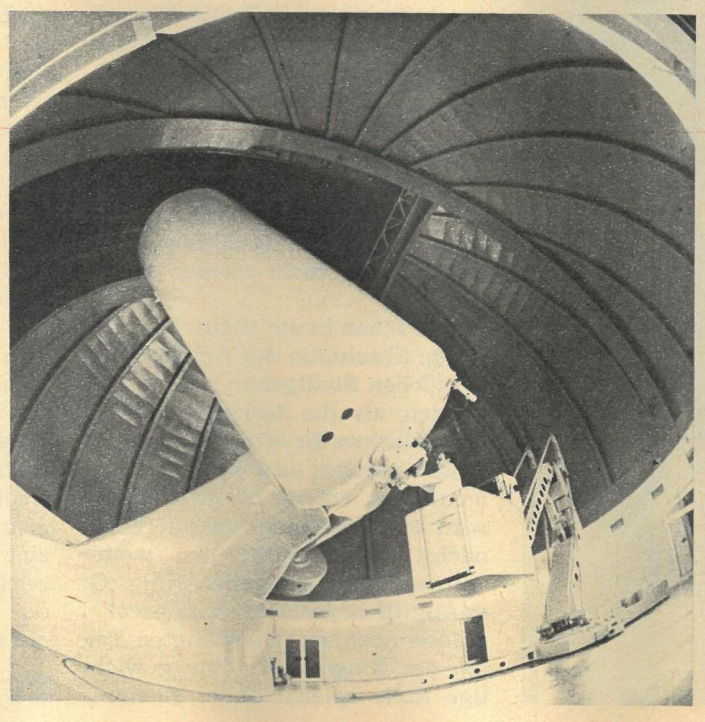
Es ist geschafft! Ein Jahr früher als geplant sind die Lena und der Amur durch einen stählernen Arm verbunden. Mit dem Verlegen des „Goldenen Gleises" wurde nach zehnjähriger Bauzeit die BAM fertiggestellt. Die letzten Kilometer hatten es noch einmal in sich. Mit Sümpfen und tükkischem Dauerfrostboden setzte sich die Natur zur Wehr. Am 29. September aber war es soweit: Um 16.10 Uhr Ortszeit gaben die beiden Brigadiere Iwan Warschawski und Alexander Bondar in Balbuchta (Gebiet Tschita) das Kommando zum Absenken der letzten beiden Gleise. Sekt und Tränen der Freude versiegelten den Schienenstrang. 3150 Kilometer Wildnis waren bezwungen. Unter welchen Mühen, mit welchem Aufwand, darüber berichtet FW in Heft 22.

Sterngucker

Im Gebiet Roshen (VR Bulgarien) befindet sich die größte Sternwarte Südosteuropas, eine Institution der bulgarischen Akademie der Wissenschaften. Glanzstück der neuesten Einrichtungen ist das Zwei-Meter-Teleskop in der großen Halle. Bei der Ausstattung des Observatoriums wirkte auch der VEB Carl Zeiss Jena mit.

Kachelkunst

Eine Auswahl der mehr als 180 000 Funde, Ausbeute der über ein halbes Jahrhundert andauernden Ausgrabungen in der sowjetischen Hauptstadt, zeigt eine Ausstellung im Museum für Geschichte Moskaus, darunter auch Kacheln aus dem XVI. Jahrhundert. Viele der Kostbarkeiten wurden übrigens beim Metrobau gefunden.

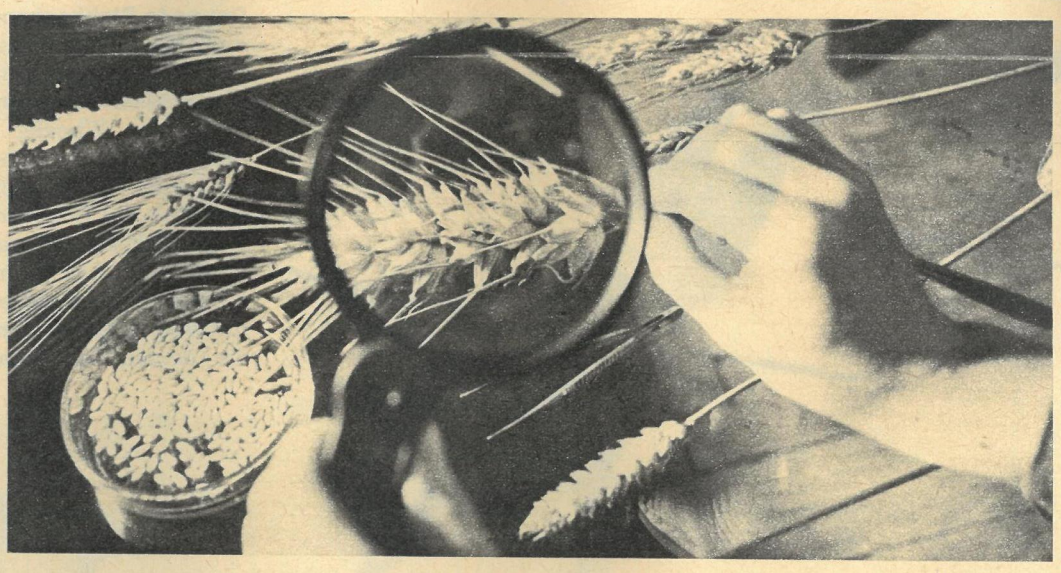


Doppeljubiläum

Gleich zwei Jubiläen feierten die Mitglieder des Tanzensembles „Shok": den 60. Jahrestag der Gründung ihrer Republik, der Moldauischen SSR, und das 35. Jubiläum des ersten Auftritts in Moskau. Seit 1949 gastierte das Ensemble in zahlreichen Ländern dreier Kontinente.

Zuchterfolg

Um mehr als das Doppelte sind in der DDR in den zurückliegenden 35 Jahren die Hektarerträge bei Getreide gestiegen. Wesentlich trugen dazu die Forschungsergebnisse in der Zucht bei. Rund 90 neue Sorten wurden der Praxis vom Akademieinstitut Bernburg-Hadmersleben zur Verfügung gestellt. Auch die Hybridisierung ukrainischer Winterweizensorten (Foto rechts) aus dem Institut in Mironowka zeitigte in der DDR anerkannte Erfolge.

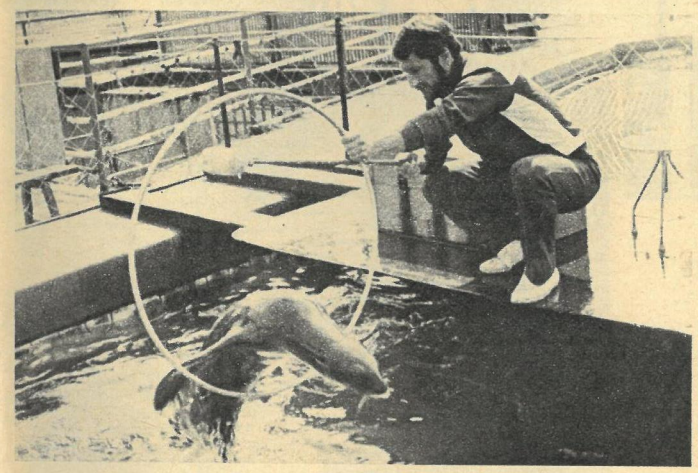


Sportmode

Über einhundert Modelle für Freizeit und Sport, für den Alltag und für Festlichkeiten umfaßt die neueste Kollektion des Modehauses Kishinjow (Moldauische SSR), Modelle, die auch international – so auf den Messen in Leipzig, Brno, Mexiko-Stadt – gefielen. Von Fachleuten der moldauischen Textilindustrie für die Produktion ausgewählt: vier jugendlich-sportliche Varianten.

Russischbester

Gewann den Großen Preis des 21. Wettbewerbs der Russistik-Studenten in Japan: Chadsime Kaidsava, Philologiestudent im 3. Studienjahr. Sein Aufsatz „Entdeckungen" über die Poesie Puschkins wurde von der Jury einstimmig als beste Leistung bewertet. In Japan sind gegenwärtig an den Universitäten und Hochschulen über zehntausend Russistik-Studenten immatrikuliert.



Luftsprung

Heimisch geworden im Ozeanarium von Batumi am Schwarzen Meer: Aristophanes, ein Seehund aus nördlichen Breiten. Zusammen mit seinem Artgenossen namens Schahin wird er von Dompteur Geli Gedshadse für einen gemeinsamen Auftritt mit Delphinen trainiert. Nach Ansicht des Dresseurs sind die Seehunde disziplinierter als die Delphine und stehen ihnen an „Intelligenz" nicht nach.

Bauhoch

Das Antlitz Pekings verändert sich. Moderne Hochhäuser dominieren in dieser neuen Allee, so auch das bereits fertiggestellte Internationale Handelszentrum (im Foto links). Ihm gegenüber wächst der Hochhauskomplex des Trusts für internationale Invest-Kooperation. Die chinesische Bauindustrie erreichte 1983 neun Prozent der industriellen Bruttoproduktion des Landes. Sie beschäftigt 13 Millionen Bauarbeiter, davon sind 5 Millionen auf dem Lande tätig. Der Wohnungsbau steht an erster Stelle.

● Wörtlich

Ob wir einander lieben oder nicht, wir müssen auf diesem Planeten miteinander auskommen. Alle müssen versuchen, die Erde vor einer Katastrophe zu retten, egal, ob Buddhisten, Mohammedaner, Christen oder Atheisten. Die Sache ist die, daß wir in einer neuen historischen Epoche leben, und die heutigen Waffen den ganzen Planeten vernichten können.

Billy Graham,
Priester aus den USA
auf einer Reise
durch die UdSSR

● Kurz berichtet

In der Nähe der ungarischen Stadt Kikunmajsa wurde eine Thermalquelle erschlossen, deren Wasser aus 5000 Meter Tiefe emporsprudelt. Der Energie- und Heilborn soll für ein Kurbad mit Camping und Hotel sowie auch für die Landwirtschaft genutzt werden.

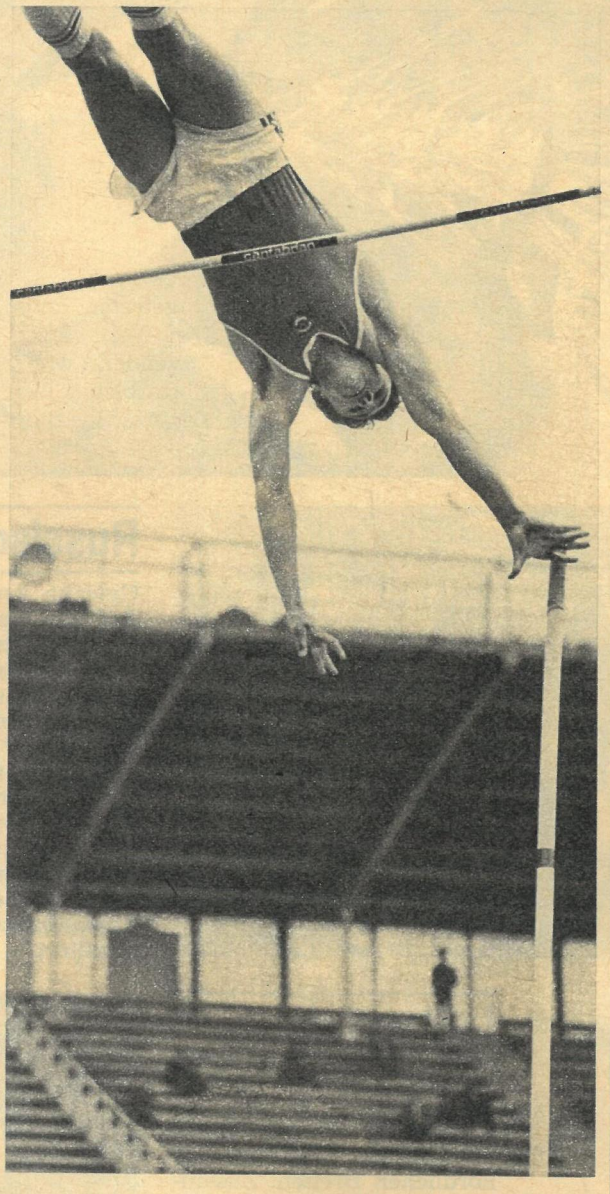
Mit einer wiederentdeckten alten Methode wollen die Winzer der traditionellen ungarischen Weingegend von Mór im Komitat Fejér den Zuckergehalt der Trauben erhöhen: Sie entfernen die Blätter, damit die Sonne direkter auf die Beeren einwirken kann. So werden sie süßer, aromatischer und der Wein feuriger.

Forscher des Torfinstituts der Akademie der Wissenschaften der Belorussischen SSR haben aus Torf einen idealen Farbstoff für die Möbelindustrie hergestellt. Nußbraune bis grünliche Farbtöne gibt der lichtbeständige und unschädliche Farbstoff dem Holz. Zur Zeit wird mit den neuen Farben auch in der Textil- und Tapetenbranche experimentiert.

● Gewöhnlicher Kapitalismus

Halbwüchsige Gangster überschwemmen die Städte der USA, meldet das Journal „U. S. News & World Report". In 20 Vororten Chicagos ist das organisierte Gangstertum unter den Jugendlichen angewachsen. In Evanston, dem nördlichen Satelliten der Millionenstadt, kämpfen fünf rivalisierende Banden um die Macht. Der Grund dieses zunehmenden Gangstertums sind das Elend, die hohe Jugendarbeitslosigkeit, die Rassendiskriminierung und das Anwachsen des Zerfalls der Familien. Im vergangenen Jahr wurden in den USA insgesamt 12 Millionen Verbrechen verübt.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: ZB/TASS, Hsinhua; TASS/ G. Anitschkina, W. Falin, N. Ananstasjew, A. Ljykow, M. Potyrnike, A. Tschumitschew; SOFIA-PRESS/ P. Christow; Vignette: D. Schüler



20 Schritte zum Senkrechtstart

Immer wieder dieses Bild vor Augen, „die 20 Schritte bis zum Senkrechtstart", stand Jewgeni Bogatyrjow von „Fiskultura i Sport" neben der Stabhochsprung-Anlage und schaute Sergej Bubka (unsere Bildreihe) beim Training zu. „Und ich konnte nicht aufhören, mich darüber zu wundern, wie er sich verausgabt." Als der zwanzigjährige Weltmeister einmal gefragt wurde, wieviel Sprünge er in seinem Leben eigentlich schon gemacht habe, war er nach längerem Nachdenken selbst verwundert: „Mindestens zehntausend." Die erste offizielle Eintragung in Bubkas Startbuch sind 2,75 Meter. Jetzt springt er 319 Zentimeter höher und kam den sechs Metern bisher am nächsten – mit 18 bis 20 Anlaufschritten, meistens mit zwanzig. Wir sind der Frage nachgegangen, ob, warum und wie diese Grenze erreicht werden kann.

Ein Beitrag von Hans Richard Vollbrecht

Der erste Stabhochsprung-Weltrekordler, wer war das? Mit dem Hinweis von Professor Dr. Nikolai Osolin, 1866 sei damit begonnen worden, „die erste weltbeste Leistung festzustellen", wird der Engländer Wheeler genannt. Ein störrischer Stab aus Zedern-, Eschen- oder Rottannenholz (so genau ist das nicht mehr nachweisbar) hob ihn über die Höhe von 3,05 m hinweg. Die offizielle Weltrekordstatistik der internationalen Föderation (IAAF) beginnt erst mit den 4,02 m des US-Amerikaners Marc Wright vom 8. Juni 1912 in Cambridge, gelegentlich auch mit den 3,98 m, die dessen Landsmann Robert Gardner acht

Sergej Bubkas Weltrekorde

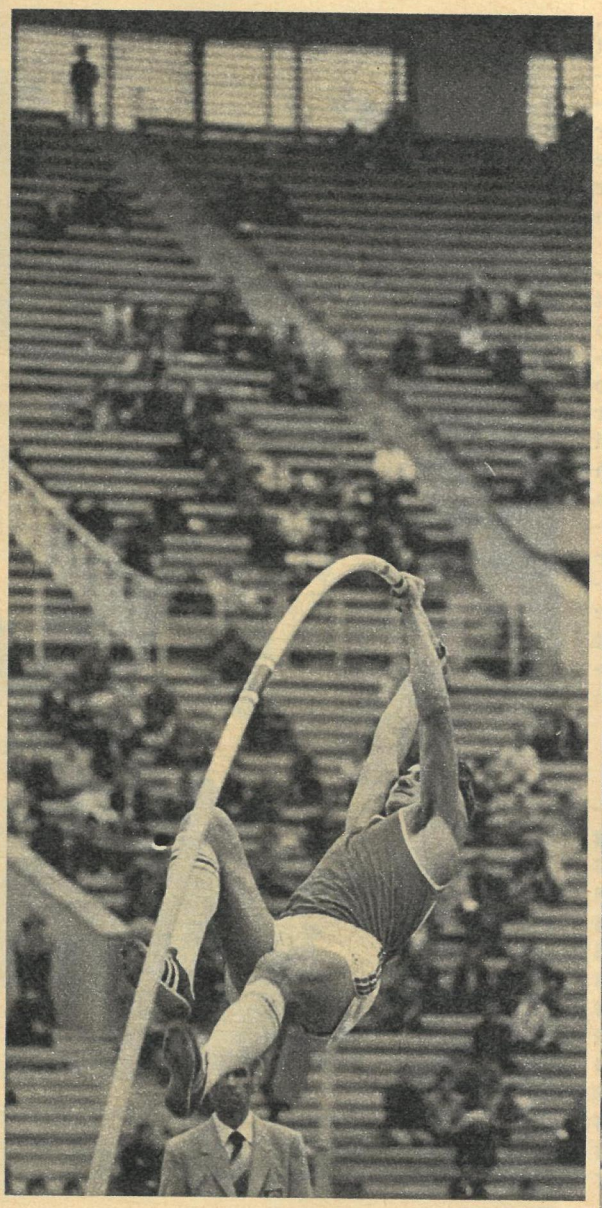
1983 Weltmeister und 5,72-m-Springer, 1984 zunächst dreimal Hallen-Weltbester:		
5,81 m	15. Februar	Vilnius
5,82 m	1. Februar	Mailand
5,83 m	10. Februar	Los Angeles
Dann viermaliger Weltrekordler im Freien:		
5,85 m	25. Mai	Bratislava
(5,50 m/2. Versuch, 5,65 m/1. Versuch, 5,75 m/2. Versuch, 5,85 m/1. Versuch)		
5,88 m	5. Juni	Sainte Denis
(5,50 m/3. Versuch, 5,70 m/1. Versuch, 5,75 m/1. Versuch, 5,86 m/gerissen, dann auf 5,88 m erhöht/2. Versuch)		
5,90 m	13. Juli	London
(5,50 m/1. Versuch, 5,70 m/1. Versuch, 5,90 m/1. Versuch)		
5,94 m	31. August	Rom
(5,60 m/2. Versuch, 5,81 m/gerissen, dann auf 5,84 m erhöht/2. Versuch, 5,91 m/gerissen, dann auf 5,94 m erhöht/2. Versuch, 5,97 m ausgelassen, 6,00 m/dreimal gerissen)		

Tage zuvor in Philadelphia gemeistert hatte. Doch ginge die „Zeitrechnung" von Wheeler aus, dann wäre die Höchstleistung bisher neunzigmal verbessert worden. Zuletzt, so oder so, von Sergej Bubka (UdSSR), der mit einem Stab aus Glasseide und Kunstharzen – dem Glasfiberstab namens „Pacer III" – 5,94 m überquerte und sich dank seiner überragenden Klasse schnurstracks auf ein reales Ziel zubewegt: den Sprung über die sechs Meter.

Vieles an Bubka hat Einmaligkeits- oder Seltenheitswert: Mit Ach und Krach, nur durch die überzeugenden Argumente eines Igor Ter-Owanesjan, wurde er zur Weltmeisterschaft nach Helsinki mitgenommen. Er sollte dort lernen, aber er siegte. Um zu beweisen, daß daran nichts Wundersames war, stellte er im darauffolgenden Winter drei Weltbestleistungen in der Halle auf. Zuletzt schlug er in Los Angeles den schon triumphierenden Billy Olson, der dann aber ganz perplex war, daß er mit seinen 5,80 m nicht gewonnen hatte. Als der Sommer kam, verbesserte Bubka binnen 98 Tagen viermal den Weltrekord. Bei dem über 5,90 m war er mit insgesamt nur drei Versuchen ausgekommen. Das eine wie das andere hat ihm noch niemand vorgemacht. Als er am 98. Tag seines Weltrekordler-Daseins gar 5,94 m übersprang, gab er eine mitternächtliche Galavorstellung. Sein „römisches" Duell mit Thierry Vigneron begann freitags um 19 Uhr, und der Vorhang fiel, als es schon Samstag war:

Lange nach zwölf versuchte sich Bubka an den sechs Metern. Zuvor hatte es eine vor allem taktisch die Gemüter bewegende Konkurrenz gegeben. Als beide, Bubka und Vigneron, am neuen Weltrekord von 5,91 m angelangt waren, quittierten sie zunächst einen Fehlversuch. Dann meisterte der Franzose diese Höhe – und war Weltrekordler. Der soeben entthronte Bubka verzichtete daraufhin und ließ für seine beiden restlichen Versuche 5,94 m auflegen. Die schaffte er auch – und wieder, zum vierten Mal nun schon, riß er einen Weltrekord an sich. Vigneron folgte ihm nicht, sondern forderte 5,97 m. Dreimal scheiterte er. Noch nie zuvor in der Stabhochsprung-Geschichte war der Fall eingetreten, daß sich jemand in ein und demselben Wettkampf den Weltrekord holte und ihn postwendend wieder verlor. Zu den Raritäten gehörte bisher lediglich, daß am 29. Mai 1937 in Los Angeles die US-Amerikaner William Sefton und Earle Maedows zu zweit den Weltrekord auf 4,54 m verbesserten.

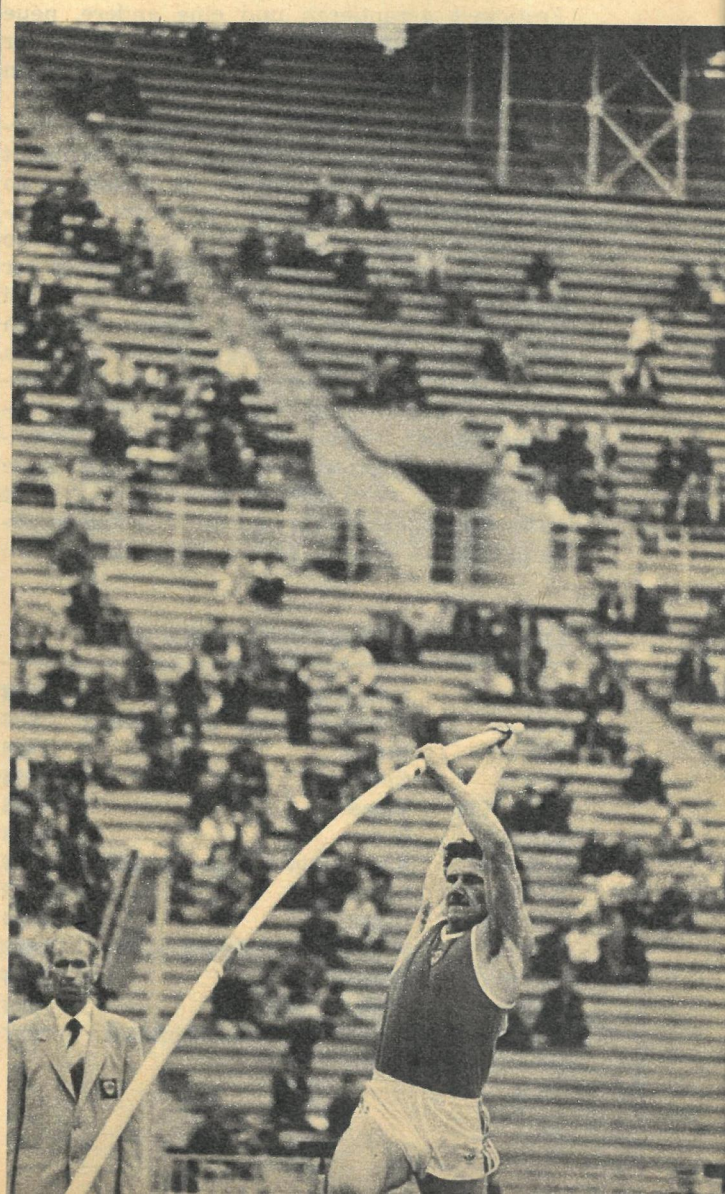
Seither wird der sowjetische Weltmeister von der internationalen Sportpresse ausnahmslos mit Superlativen bedacht. Die Weltrekorde, die er aus dem Ärmel schüttele, seien „die logische Folge seiner Klasse und Überlegenheit". Mit seiner Griffhöhe von 5,15 m, mit der vor ihm noch niemand habe springen können, zeige er auch, „wie man das Traumziel, das ‚sechs Meter' heißt, angehen muß". Solange nur er in der Lage sei, mit dem herkömmlichen Material so hoch zu greifen, scheine er „außerhalb der Reichweite seiner Konkurrenz". Als „Schlüssel zum Weltrekord" gepriesen werden Bubkas Besessenheit, mit der er die Stabhochspringerei betreibt, seine umfassende athletische Ausbildung, seine Intelligenz,



seine Risikofreudigkeit und sein Bewegungsgefühl. Er selbst hat einmal dieses Hohelied auf seine Gilde gesungen: „Wir sind, wenn Sie so wollen, die Kosmonauten der Leichtathletik, denn keiner springt höher als wir." Wenn er sich jedoch nicht mit Leib und Seele s e i n e r Disziplin verschrieben hätte, was dann? Er wäre ein guter Fußballer geworden. Vielleicht auch ein guter Turner – Salti, Überschläge aller Art und Flickflacks sind ein Kinderspiel für ihn. Und da ist noch etwas Wichtiges: Bubka kann die 100 m in 10,2 Sekunden laufen und 7,80 Meter weit springen!

Das Kunststück, die endlos scheinende DDR-Rekordserie des Leipzigers Manfred Preußger zu unterbrechen, brachte Gerhard Jeitner fertig: Am 10. Oktober 1959 bezwang er mit einem Metallstab die Höhe von 4,57 m. Vor neunzehn Jahren hat er mit dem Stabhochsprung aufgehört, doch er ist nie von ihm losgekommen. Wissenschaftlich arbeitend, drang er tief in die Materie dieser technisch so unerhört komplizierten Disziplin ein, analysierte deren Entwicklung und suchte Antwort auf das Wie und das Warum. Warum also, fragten wir ihn, springt Bubka so hoch? Wie schwer oder einfach wird es für ihn sein, die sechs Meter zu bezwingen? Wo liegt dann hinter dieser Grenze die wirkliche Grenze? Und überhaupt: Warum sind die sowjetischen Springer – allen voran Bubka und Wolkow, Krupski und Poljakow – so gut? Ist das eine Stabhochsprung-Schule ganz besonderer Art?

„Bleiben wir bei Bubka. Wie alle anderen benutzt er mit dem ‚Pacer III' einen Sprungstab, dessen gesamte Struktur noch die gleiche ist wie vor vier, fünf Jahren. Wir haben es also ausschließlich mit einer sprungtechnischen Weiterentwicklung zu tun – die im Grunde auch keinen Zweifel aufkommen läßt, daß über kurz oder lang die sechs Meter gemeistert werden. Im August sah ich Bubka in Moskau bei einem Sprung über 5,70 m und war davon überzeugt: Mit ihm hätte



20 Schritte zum Senkrechtstart

er allemal auch die Diskussion, ob diese sechs Meter zu bezwingen sind oder nicht, aus der Welt schaffen können. Er – und das gilt für die sowjetischen Spitzenspringer allgemein – beherrscht ganz bestimmte Details eines auf Höchstleistung orientierten Stabhochspringens aus dem Effeff. Im optimalen Ausnutzen der Stabelastizität ist Bubka ein virtuoser Künstler. Dank seiner hohen Anlaufgeschwindigkeit, seiner im Vergleich zu anderen extremen Griffhöhe, des ‚knüppelharten' Stabeinsatzes im Einstichkasten sowie eines technisch perfekten wie risikovollen Absprungs erreicht er eine maximale, die kreisförmige Biegung des Stabes. Daß dann die gesamte Bewegung vertikal nach oben geht, der Körperschwerpunkt hundertprozentig über den Griff gebracht, sich mit der letzten Streckung impulsiv abgestoßen und die Latte fliegend überquert wird, macht bei Bubkas Ausführung den Idealfall athletischer Fitness sichtbar."

Was er und Wolkow, Krupski und Poljakow an der Peitsche aus Glasfiber zeigen, habe, so Gerhard Jeitner, durchaus etwas mit Turnen zu tun. „Die Zeit, da die US-Amerikaner alles mit purer Kraft machten, ist vorbei. Der sowjetischen Sprungtechnik ist nur mit Technik beizukommen. Die Franzosen mit Vigneron und Quinon vornweg haben noch die beste." Und wenn die sechs Meter erst einmal bezwungen sind, wie geht's dann weiter? Wird's mit den Rekorden kein Ende nehmen? „Grenzen sind vorerst nicht auszumachen", sagt Jeitner. „Wir müssen damit rechnen, daß eines Tages auch die Stäbe weiter verbessert werden. Vielleicht mittels Stoffen, die bei gleichzeitiger Senkung des Stabgewichts, das momentan zwei bis zweieinhalb Kilo beträgt, noch mehr Festigkeit garantieren und eine andere, neue Elastizität haben. Indes glaube ich, daß hinter den sechs Metern auch mit den jetzigen Stäben noch etwas anzufangen ist..."

Sprungstäbe sind fünf bis 5,20 m lang. Sergej Bubkas Netto-Griffhöhe liegt bei 4,92 m. Netto (damit arbeitet die Wissenschaft) ist die Stablänge ab oberer Kante des 20 Zentimeter tiefen Einstichkastens bis hinauf zum Knauf. Brutto wären also die 20 Zentimeter zusätzlich, und da verfügt der Weltmeister tatsächlich über einen Griff bei 5,12 m. Er überhöht auf der Distanz zwischen Griff und Lattenüberquerung um mehr als einen Meter. Auf diesem Wege springt dann der Weltrekord heraus: Netto-Griffhöhe plus Überhöhung ergeben 5,94 m. „Was Bubka noch besonders stark macht, ist seine Auswahl der Stäbe während des Wettkampfes", so Jeitner. „Er geht dabei sehr scharfsinnig und mit viel Fingerspitzengefühl zu Werke. Bekanntlich schleppt ein Springer vier bis sechs Stäbe mit auf den Platz, von denen jeder über eine spezifische Biegungshärte verfügt. Und dann muß der Springer selbständig entscheiden. Das ist vom momentanen Leistungsvermögen abhängig, von etwaigen Ermüdungserscheinungen in einer sich lange hinziehenden Konkurrenz, vom Wetter, vom Wind und auch von der Höhe. Ein Bubka in Hochform – wenn er seine Schnelligkeit, Kraft und Technik voll ausspielt – greift zum härtesten Stab. Und wenn er einmal wechseln muß, wenn zum Beispiel plötzlich aufkommender Gegenwind sein Anlauftempo drosselt, dann hat er das Gespür für die richtige Wahl, kann er der unabdingbaren Forderung nachkommen, mit jedem, auch mit dem weichen Stab arbeiten zu können." Was ihn jedoch – wie beim Olympischen Tag in Berlin – nicht davor bewahrte, dreimal schon an der Anfangshöhe zu scheitern. Und was den hartgesottenen Fuchs-, Felke- und Kempe-Trainer Karl Hellmann zu der weisen Bemerkung veranlaßte: „Wir sind eben alle nur Menschen..."

Beim Snamenski-Memorial in Sotschi saß Bubka auf der Tribüne und schaute zu, wie Wolkow, Krupski und Poljakow um den Sieg stritten. Neben ihm Cheftrainer Igor Nikonow, der die „Sitzung" seines Weltmeisters mit einer interessanten Bemerkung begründete: „Wissenschaftler haben herausgefunden, daß ein Stabhochspringer nach jedem Sprung im Weltrekordbereich zu seiner vollständigen Regenerierung ein bis zwei Wochen braucht. Serjoscha hat innerhalb weniger Tage zwei Weltrekorde aufgestellt, so daß er noch mehr Erholung benötigt." Bubka – in Bratislava war er 5,85, in Sainte Denis 5,88 m gesprungen – bestätigte das: „Ich bin immer noch absolut k. o." Die kleine Pause war Goldes wert. Als der Weltmeister wieder ins Geschehen eingriff, ging seine Rekordjagd weiter: 5,90 m in London, 5,94 m in Rom! Am Fuße des Monte Mario traf er auf Vigneron. Kaum zu glauben, daß er dort nicht gesehen hat, wie ihm der Franzose für ein paar Minuten den Weltrekord abknöpfte. Denn Trainer Vitali Petrow erzählte einmal: „Serjoscha nach seinen Konkurrenzen auszufragen, wäre sinnlos. Nie darauf achtend, wie andere springen, besitzt er die für sein Alter ungewöhnliche Fähigkeit, sich vor und während einer Konkurrenz völlig in sich zu versenken und von allem zu isolieren, was um ihn herum vor sich geht. Bubka aus dem Gleichgewicht zu bringen, das vermag nur die Latte, die sich ihm plötzlich nicht ergeben will..."

Die zehn weltbesten Leistungen

5,94 m	Sergej Bubka (UdSSR)	1984
5,91 m	Thierry Vigneron (Frankreich)	1984
5,90 m	Bubka	1984
5,88 m	Bubka	1984
5,85 m (H)	Vigneron	1984
5,85 m	Bubka	1984
5,85 m	Konstantin Wolkow (UdSSR)	1984
5,83 m	Vigneron	1983
5,83 m (H)	Bubka	1984
5,82 m	Pierre Quinon (Frankreich)	1983
5,82 m (H)	Bubka	1984
5,82 m	Mike Tully (USA)	1984
5,82 m	Alexander Krupski (UdSSR)	1984

(H = Hallenleistung)

Die sowjetischen 5,80-m-Springer

5,95	Sergej Bubka	1984
	(geb. 4.12.63 in Woroschilowgrad, 1,84 m groß, 77 kg schwer)	
5,85	Konstantin Wolkow	1984
	(geb. 20. 2. 60 in Irkutsk, 1,85 m groß, 79 kg schwer)	
5,82 m	Alexander Krupski	1984
	(geb. 12.7.60 in Irkutsk, 1,86 m groß, 75 kg schwer)	
5,81 m	Wladimir Poljakow	1981
	(geb. 17.4.60 in Alexin, 1,90 m groß, 75 kg schwer)	

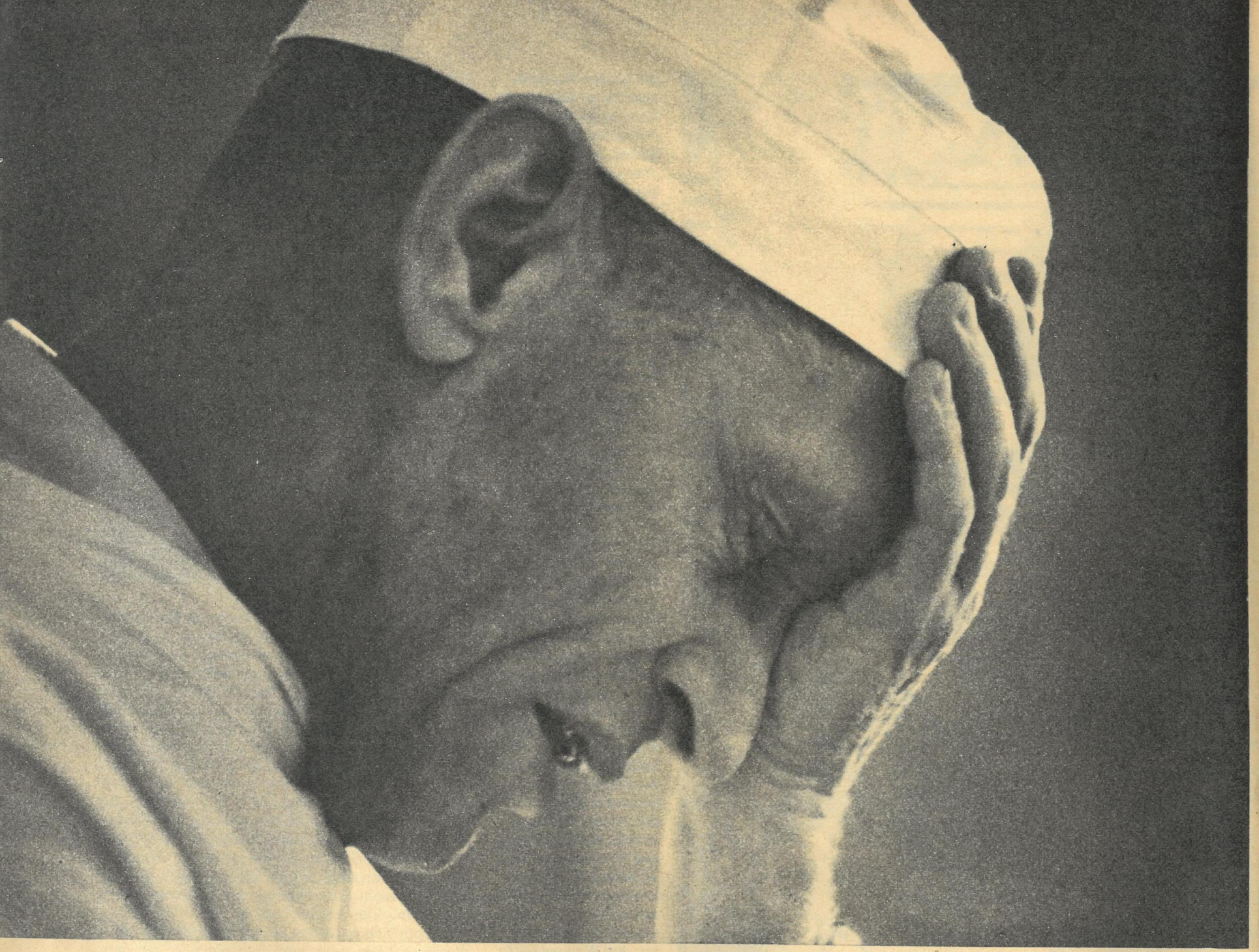
Der Weltmeister und vierfache Weltrekordler Sergej Bubka. Er ist obendrein der jüngste unter den vier sowjetischen Springern, die bisher Höhen von mehr als 5,80 m gemeistert haben. Und trotz 1,84 m Körpergröße auch noch der kleinste! „Es schien damals, als besäße er keine Perspektive", erinnert sich Junioren-Auswahltrainer Felix Suslow. „Und die hätte er tatsächlich nicht gehabt, wenn ihm im Alter von siebzehn nicht das wundersame Glück zuteil geworden wäre, innerhalb eines Jahres um fünfzehn Zentimeter zu wachsen..." Es gab auch welche, die Sergej während eines Trainingslagers rieten, die Stabhochspringerei sein zu lassen und lieber Fußball zu spielen. Aber er blieb bei der Stange, zeigte allen, was eine Harke ist – und wurde der beste Stabhochspringer der Welt! Er hätte auch woanders seinen Mann gestanden. Trainer Petrow: „Aber er wählte den Stab, der ihm anfangs die Hände blutig schund."

Die beiden Weltklassespringer Konstantin Wolkow (rechts) und Alexander Krupski (links) sind im gleichen Jahr (1960) in Irkutsk geboren und gehören von der Pike auf zur Besatzung der vor zehn Jahren von Konstantins Eltern gegründeten Stabhochsprung-Schule. Das inzwischen berühmt gewordene „Wolkowsche Konstruktionsbüro" begann damals seine Arbeit in einer kleinen Schlucht am Flüßchen Grjasnucha, mitten in der Taiga. Weil sich die Sportvereinigung „Lokomotive" wie auch die örtlichen Behörden für dieses Vorhaben interessierten, wurden als Startkapital abgelagerte Eisenbahnschwellen zum Bau von zwei Anlaufbahnen herangeschleppt, ausgediente Waggonmatratzen als Sprunggrubenpolster verwendet und sogar eine Sauna zusammengezimmert. An der heute hochmodernen Ausbildungsstätte mauserte sich zunächst der Olympiazweite, Weltcupsieger und Vizeweltmeister Wolkow jun. zu einem internationalen Spitzenspringer. Was Wunder bei so einem Vater: Juri Wolkow hatte den erst siebenjährigen Sohnemann bereits dazu befähigt, mit dem Stab 1,20 m zu überqueren! Der Europameister Krupski indes war ein „Spätzünder", zwar schon immer ein Springer mit exzellenten physischen Voraussetzungen, aber ein bißchen Muttersöhnchen, „nicht robust genug, zu weich, er glaubte zu wenig an sich" (Wolkow sen.). Nun stehen beide in der Weltbestenliste mit ganz oben: Der sanguinische Konstantin mit 5,85, der stille Bücherwurm und Musterknabe Alexander mit 5,82 Metern. Bei ihren Höhenflügen haben sich die zwei Wolkow-Primusse eine Devise ihres Trainers aufs Panier geschrieben: Vergiß, daß du nicht fliegen kannst!

Wenn Sergej Bubka meint, er habe nie ein Vorbild gehabt, so gibt es doch viele Menschen an seiner Seite, die Eindruck auf ihn machen. Zum Beispiel sein Freund, der Hochsprung-Weltmeister Gennadi Awdejenko, den er wegen seiner Körpergröße von 2,02 m den „Kleinen" nennt: „Gena ist gutmütig, ehrlich und mutig. Mit ihm ist man nicht verloren." Große Stücke hält Bubka auch von seinem Mitkonkurrenten Alexander Krupski: „Ein sehr sparsamer und willensstarker Mensch. Man stelle sich nur vor, daß er gleichzeitig an zwei Lehranstalten studiert: am Eisenbahningenieur-Institut im Direkt- und am Institut für Körperkultur im Fernstudium. Wo und wann man ihn sieht, immer liest er. Doch das genügt ihm nicht. Im vergangenen Jahr war er mit Freunden einen Monat lang in der Taiga unterwegs, um sich zu testen, seinen Charakter zu studieren. Früher sagte man ihm nach, er sei zaghaft und wenig entschlossen. Davon ist heute nichts mehr zu spüren. Wenn der Mensch will, kann er alles... Jetzt, im Herbst, möchte ich auch mit Sascha in die Taiga ziehen."

Bubkas treuester Freund und unersetzlicher Lehrer ist Vitali Petrow. Der erzählt ihm fast bei jedem Training irgendeine Geschichte über den legendären Gawril Rajewski – 1936 erster sowjetischer Stabhochspringer, der die Höhe von vier Metern bezwang, und Jahrzehnte später Petrows Lehrmeister. Rajewski war auch ein Kriegsheld. Freiwilliger. Scharfschütze. Und eines Tages Schwerverwundeter – an der Front gegen die Faschisten hatte ihn eine Kugel mitten ins Auge getroffen. Mit beispiellosem Heldenmut rang er um sein Leben. Und er siegte! „Viele Jahre lang", schreibt Jewgeni Bogatyrjow, „lebte Rajewski völlig spartanisch. Sein erstes Training begann er morgens um fünf. Sechzigjährig sprang er noch mit der ‚Mühle' vom Reck. Es machte ihm nichts aus, auf Händen ein ganzes Fußballfeld abzulaufen. Seine Turnschuhe hatten Einlegesohlen aus Blei, und oft sprang er mit einem besonders schweren Stab. Der Sport hatte ihn wieder..." Die Geschichten über Rajewski sind an Bubka, dem Zwanzigjährigen, nicht spurlos vorübergegangen. „Serjoscha", so Petrow, „ist von unnachsichtiger Härte gegen sich selbst. Er hat sich einer Sache, die Stabhochsprung heißt, ernsthaft, auf Dauer und mit Überzeugung angenommen."

Fotos: Werner Schulze (7), Klaus Oberst, Nowosti



Gerade bin ich in die Klinik gekommen.

Am Mittwoch waren drei Operationen, zwei verliefen normal. Als wir die dritte, die komplizierteste, begannen, wurde es draußen bereits dunkel. Lange hatte ich den Eingriff (einundvierzigjährige Frau, vor dreizehn Jahren schon einmal operiert, jetzt drei Klappenfehler; sie hat Mann und Kinder) hinausgeschoben, da das Risiko zu groß war. Sie bat um die Operation, bestand aber nicht zu sehr darauf. Der Mann, ich lernte ihn erst einen Tag zuvor kennen, wußte, daß sie gefährlich war.

Stellen Sie sich vor, wie entsetzlich das ist: fünfzig oder sechzig Prozent Wahrscheinlichkeit, daß Ihr Angehöriger aus dem OP-Saal nicht lebend wieder herauskommt! Jedesmal, wenn ich das den Angehörigen sagen muß, überläuft mich ein Kälteschauer, und ich versetze mich in ihre Lage. Wie beklemmend, im Vestibül zu warten, bis man dir sagt: „Sie lebt" oder „Sie ist tot". Die Operation an sich verlief wie erwartet, die Diagnosen bestätigten sich. Gegen neun Uhr verließ ich den OP-Saal. Kolja nähte noch die Wunde zu. Den ersten zwei Patienten ging es gut.

Der Mann erwartete mich im Vestibül. Ich sagte ihm nur das, was wir tatsächlich verantworten konnten: „Ich weiß es noch nicht."

Um zehn Uhr war die Patientin bereits im Aufwachraum. Zustand schlecht. Druck etwa 70, Urinproduktion schwach, keine Anzeichen von Erwachen, fast keine, auf lautes Zurufen zuckt sie kaum wahrnehmbar mit den Brauen. Sie weiter zu transportieren ist unmöglich, die Strecke vom Aufwachraum zur Intensivstation ist zu weit.

Wieder ein Gespräch mit dem Mann. Er blickt mich bereits argwöhnisch und ohne Vertrauen an, und ich fühle mich schuldig. So ist es immer: Da erklärt man, erzählt ihnen, wie gefährlich es ist, und dann steht man wie ein Betrüger da.

„Innerlich klappte ich zusammen."

Eine halbe Stunde später gehe ich wieder in den OP-Trakt. Aljoscha hat gefäßkontrahierende Mittel gegeben, und der Blutdruck ist auf 90 gestiegen. Urin tröpfelt. Das Bewußtsein ist noch nicht klar. Ich ordne an, daß man sie nach zwanzig Minuten in die Intensivstation überführen soll, wenn der Blutdruck konstant bleibt. Ich selbst begab mich dorthin, um nach den anderen Operierten zu sehen. Plötzlich kommt Aljoscha angerannt: „Herzstillstand! Defibrillator vorbereiten...!" (Apparat zur Beseitigung des Herzstillstands durch Elektroschock.)*

Das ist das Ende. Herzstillstand unter diesen Umständen – aus. Innerlich klappte ich zusammen – so als ob aus einem Luftballon die Luft entwiche.

Sie kommen. Die Assistenzärzte schieben das Bett. Der Anästhesist massiert im Laufen das Herz, sein Helfer führt die künstliche Atmung mit dem transportablen Beatmungsgerät durch. Die Betträder quietschen. Daß sie die nie abschmieren!

Sie sind da. Unter die Matratze des Bettes haben sie ein Brett auf den Federboden gelegt, damit er sich nicht durchbiegt. Jetzt schließen sie das stationäre Beatmungsgerät, den Monitor und den Tropf an. Bei der Herzmassage, die in einfacher Weise durchgeführt wird, lösen sie einander ab: Die linke Hand wird auf die Mitte des Brustkorbes gelegt, darauf kommt die rechte Handfläche, und mit beiden zusammen wird die Brust in kräftigen Stößen massiert, Druck in Richtung Herz ausgeübt, das Herz gegen die Wirbelsäule gedrückt und aus dessen Kammern das Blut in die Aorta und die Lungenarterie gepreßt. Man kann sogar den Puls an den Hals- und Oberschenkelarterien fühlen. Es ist eine schwere Arbeit, und nach fünf Minuten muß der Massierende abgelöst werden, er ist in Schweiß gebadet. Mitunter dauert das stundenlang. Entsetzlich ist es, wenn der Patient dabei bei Bewußtsein ist, er sogar die Augen öffnet, sein Leben aber allein in diesen Massagestößen besteht. Man braucht nur zwanzig Sekunden auszusetzen, und schon erweitern sich die Pupillen, der Tod ist zur Stelle... Eine Unterbrechung von fünf Minuten ist jedoch nicht unbedingt tödlich, aber sehr gefährlich, der Blutkreislauf unter der Massage ist nicht immer effektiv genug.

Valera Litwinenko massiert, dann wird er von Roman abgelöst. Nach jeweils drei bis vier Minuten machen sie eine Pause, schauen auf den Monitor. „Keine Kontraktionen, die Fibrillation ist aber lebhaft..." Fibrillation – das sind ungeordnete Wellen auf dem Bildschirm, die ebenso ungeordneten Wellen am Herzen entsprechen.

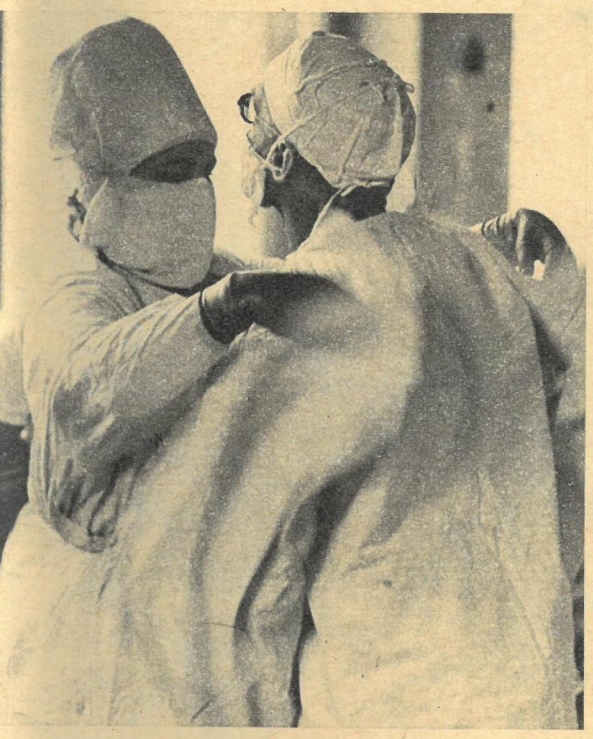
Ununterbrochen tröpfeln sie Lösung ein, um die sauren Stoffwechselprodukte zu neutralisieren. Periodisch werden Medikamente zugeführt – für die Stimulation des Herzens oder – umgekehrt – um seine übermäßige Aktivität zu dämpfen. In beinahe jeder Pause – Defibrillation. Das bedeutet, daß zwei Platten mit isolierten Griffen an den Brustkorb angelegt werden und ein Stromstoß hoher Spannung gegeben wird.

Die Patientin zuckt mit dem ganzen Körper. Wir hän-

* Erklärung der Redaktion

Herzchirurgen arbeiten an der Grenze zwischen Leben und Tod. Jeder Eingriff erfordert von ihnen ein Höchstmaß an Wissen, Erfahrung, geistiger Konzentration und physischer Stärke. Was einen Chirurgen bewegt, vertraute der bekannte sowjetische Arzt Nikolai Amossow (Fotos) seinem Tagebuch an, das FREIE WELT erstmalig in Deutsch veröffentlicht.

Glück im Unglück



gen wie gebannt am Monitor, bis dort der Lichtpunkt auftaucht. „Kommt es? Nein? Weitermassieren!"
Alles kurz und prägnant, nach Möglichkeit sogar leise. In den anderen Betten sind die heute operierten Patienten schon bei Bewußtsein. Sie dürfen nicht erschreckt werden. Obwohl wir hinter einem undurchsichtigen Plastevorhang arbeiten, können sie doch alles hören.
Ich stehe dabei, ohne einzugreifen. Sie machen alles richtig. Doch wie quälend ist die Beobachterposition… Wird das Herz schlagen? Wird es nicht? Wenn es zu schlagen beginnt, wird es durchhalten? Fast immer springt ein Herz wieder an, doch eine regelmäßige Funktion zu erreichen und es nicht wieder in den Zustand des Flimmerns fallen zu lassen, den Druck konstant zu halten – das gelingt nicht öfter als bei jedem dritten Patienten. Viele von diesen kommen dann später nicht wieder zu Bewußtsein. Der schlechte Blutkreislauf bei der Massage summiert sich mit den Folgen des künstlichen Blutkreislaufs, ein Hirnödem bildet sich aus. Es gelingt nur, einen von fünf zu retten.
„Es schlägt."
Auf dem Monitor das typische EKG, wenn auch mit etwas veränderten Zacken…
Wir halten den Atem an, warten.
„Stillstand. Massieren!"
„Olja, Adrenalin!"
Die Schwester nimmt Adrenalin, verdünnt es mit physiologischer Lösung auf zehn Kubik. Die Massage wird eingestellt, und Andrej sticht mit einer langen Kanüle von links in den Brustkorb, berechnet, das Herz zu treffen. Einstich, Probe, ob Blut angesaugt wird, Entleeren der Spritze direkt in die Herzkammer.
„Massage!"
Zwei Minuten später – schon wieder ein Stillstand. Defibrillation.

„Wie schwach bin ich doch geworden…"

Ich weiß schon nicht mehr, zum wievielten Mal das Herz nun angesprungen war. Diese halbe Stunde gleicht einer Ewigkeit… „Es schlägt gleichmäßig… Puls vorhanden! Regelmäßiger Rhythmus!"
Endlich atmen alle auf. Valera wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er hatte von allen am meisten massieren müssen… Ich setze mich eine halbe Stunde zur Patientin. Das Herz arbeitet regelmäßig. Druck etwa 80, der Urin beginnt zu tropfen. Sie nehmen Blut für die Analysen… Nach dem Bewußtsein fragt gar keiner erst. Die Massage war augenscheinlich effektiv, die Pupillen hatten sich nicht wesentlich erweitert. Doch sie war ja auch vor dem Stillstand noch nicht erwacht.
Bloß kein Selbstbetrug! So etwas können nur kräftige Patienten überstehen… Hier ist keine Hoffnung.
„Jungs, ich gehe. Auf Wiedersehen. Ihr braucht mich nicht anzurufen."
Unten wartet ihr Mann. Wäre er doch gegangen.
„Leider muß ich Ihnen etwas sehr Trauriges sagen. Beim Transport zur Intensivstation ist Herzstillstand eingetreten. Obwohl es gelang, das Herz wieder zum Schlagen zu bringen, besteht jetzt nur noch eine sehr geringe Hoffnung."
Er sieht mich voller Befremden an, fragt nicht nach Einzelheiten. Und das ist gut.
„Wo sollen wir ihn morgen abholen?"
Genauso: „ihn". Den Leichnam natürlich, was denn sonst. Er hat schon alles richtig begriffen und verflucht mich wahrscheinlich („er hat es nicht gekonnt, aber vorher Versprechungen machen…").
In meinem Arbeitszimmer spielte leise das Radio. Ich hatte es, in der Annahme, bald zurückzukommen, nicht ausgeschaltet. Auf dem Tisch ein vorbereiteter Stoß Papiere – die Bulletins für morgen. Ich hatte für sie kein Interesse mehr – ganz egal, wie die Jungs meine Arbeit einschätzen. Je schlechter, um so besser. So habe ich wenigstens einen Grund mehr aufzuhören. Ich werde nicht mehr so geknickt vor den Blicken der Angehörigen meiner Patienten stehen und vor ihnen die Augen niederschlagen müssen.
Ich rief zu Hause an, daß ich käme…
Ein gewöhnlicher Freitagmorgen… Dann im Krankenhaus, im Vestibül, fragte ich erst gar nicht. Warum Ungeduld zeigen? Was geschehen ist, ist geschehen.
Als ich den Saal betrat, galt der erste Blick meinem großen Tisch. Leer. Keine Krankengeschichte. Vielleicht hatte der Diensthabende die Papiere nur noch nicht gebracht. Im Unterbewußtsein flimmerte die ganze Zeit über eine irre Hoffnung. „Vielleicht lebt sie doch?" Mein Bewußtsein griff aber sofort berichtigend ein: „Es gibt kein vielleicht!"
Doch Valera referiert: „Frau A. Mitral- und Aortenklappenersatz. Trikuspidalplastik… Herzstillstand… Reanimation… Gegen Morgen zu Bewußtsein gekommen (Das ist das Glück!). Seit etwa sechs Uhr selbständige Atmung. Tubus noch nicht entfernt, ich wollte auf Sie warten, obwohl man jetzt könnte…"
„Geh, nimm ihn raus, extubiere! Danke euch…"
Ich blinzele, damit die Träne ja nicht loskullert. Wie schwach bin ich doch geworden…
Bei der Visite in der Intensivstation fand ich die Patientin A. tatsächlich in gutem Zustand vor. Den Tubus hatte man sofort nach dem Vortrag entfernt, die Patientin war zu sich gekommen und konnte sprechen.
Ein bleiches Lächeln unter größter Anstrengung am ersten Morgen nach der Operation. Dafür gibst du sehr viel.
Sie flüsterte mit spröden Lippen: „Bin ich schon drüber weg? Wie ist es, Nikolai Michailowitsch?"
„Ja, ja… Beinahe."
Dieses „beinahe" hätte ich mir schenken können.

„Ich trotze lieber dem Schicksal."

Ich war mit meiner Frau auf der Datsche. „Amossow wurde zu einem Ausflug entführt." Meine Frau hofft, mich für die Natur interessieren zu können. Solange wir draußen waren, gefiel es mir, eine Woche könnte ich es schon aushalten. Als ich wieder zu Hause war, überlege ich es mir anders. Wozu brauche ich eigentlich die Datsche? In meinem Zimmer ist es doch so gemütlich! Die Kastanien als dichter Wald vor dem Fenster, Musik, gute Bücher, für die die Zeit nicht einmal ausreicht! Meine Angehörigen haben es nicht leicht mit mir. Ich bemühe mich zwar, mir nichts anmerken zu lassen, doch oft bin ich abwesend und düster. Übrigens rührt mich niemand an, wenn es schwere Zeiten in der Klinik gibt, sie fragen mich auch nichts. Der einzige, der mich dann nicht nervös macht, ist Tschari, der Hund. Meine Tochter lacht schon: „Wenn du nur halb so zärtlich zu uns wärst!" Doch das stimmt nicht, ich liebe meine Familie. Nur, daß ich einfach keinen Hang zum Reden habe. Die, die dort liegen, an der künstlichen Atmung, mit Blutungen oder einer Infektion sind immer in meinem Unterbewußtsein, ich kann die Gedanken an sie nicht ausschalten.
Das Schreiben wird mir zuviel. Ich knülle das Ende der letzten „schwarzen" Woche zusammen. Ich müßte mit dem Operieren aufhören oder zumindest die schweren Fälle ausschließen. Aber das liegt mir nicht – ich trotze lieber dem Schicksal.
Am Montag hatte eine „schwere" Patientin Anlaß zu leichten Hoffnungen gegeben. Zweifellos war sie zu Bewußtsein gekommen – sie nickt mit dem Kopf oder schüttelt ihn verneinend auf entsprechende Fragen, bewegt Arme und Beine. Vielleicht schafft sie es?
Übrigens erschien vor der Konferenz das Mädchen, das wir so lange nicht gewagt hatten zu operieren. Rote Wangen, hübsch, erwachsen geworden.
„Ich bin wieder ganz gesund!"
Der Vater war dabei. Worte hat er gesagt…
Das half ein wenig.

„Bis siebzig will ich operieren."

Über ein halbes Jahr habe ich nichts geschrieben. Von der Arbeit in der Klinik zu berichten, hatte ich keine Lust. Und was gab es sonst?…
Bilanz zum Jahresende (1981).* 2400 Operationen, davon 802 mit künstlichem Blutkreislauf (Herz-Lungen-Maschine), 1980 waren es 611. In der Welt gibt es leider nur knapp ein Dutzend solcher Kliniken. Gesamtsterblichkeit – 5,1 Prozent, 1979 – 7,3 Prozent, 1960 – 5,8 Prozent. Also ein Fortschritt. Ich selbst operierte am meisten – 272 Operationen, davon 168 mit Klappenersatz. Gestorben ist leider jeder Fünfte, daher kein seelisches Wohlbefinden. Einziges Zugeständnis – es waren Schwerkranke; drei Viertel aller Reoperationen und Operationen mit zwei Herzklappen kommen auf mein Konto.
Und sonst – ich bin in meinem 69. Lebensjahr. Wenn man nach dem Cholesterin urteilt, ist alles in Ordnung. Aber ich darf mich nicht betrügen: Das Altern ist im Gang. Mitunter will mir scheinen, ich brauchte nur eine Minute locker zu lassen, und schon würde es stürmisch bergab gehen. Das werde ich nicht riskieren, es gibt kein Lockerlassen. Vorerst. (Wie gerne würde ich es manchmal tun!) Schließlich muß ich meine Hypothese „Altern ist Untrainiertheit" beweisen. Bis siebzig jedenfalls will ich operieren, wenn mich Mißerfolge nicht erdrücken. Doch ich fühle, daß ich einen solchen Juni wie den letzten (viele Todesfälle)* nicht aushielte. Dann würde ich aufgeben. Bislang geht alles wie im vergangenen Jahr. Ein bißchen trauriger vielleicht.

(gekürzt aus „Nauka i shisn")
Deutsch: Gertraud Ettrich

ENDE

Fotos: L. Scherstennikow

Der Pilot der AN 2 ist fassungslos. Selbst die Vogelperspektive vermag nicht das katastrophale Bild abzuschwächen, das sich ihm bietet. Der Lauf eines Gebirgsflusses ist durch riesige Felsblöcke und Schuttmassen unterbrochen. Vor dem Gesteinswall staut sich gefahrdrohend das abgeriegelte Wasser, das unterhalb des Dammes versiegt. Wenn es durchbricht oder überläuft, dann wird aus dem Bergrutsch eine jener Schutt- und Schlammlawinen, die 1921 einen Teil der Stadt Alma-Ata unter sich begrub. Hier waren die Ursachen Regenfälle und der Durchbruch eines Moränensees, der durch tauendes Gletschereis (Bild rechts unten) entsteht. Wie ein Damoklesschwert bedrohen diese furchterregenden Naturerscheinungen über fünfzig Städte der UdSSR. Jedes Jahr müssen die Fachleute des sowjetischen Lawinen- und Murenschutzdienstes mit dem überraschenden Ausbruch erwarteter Katastrophen rechnen. Was kann ihnen widerstehen? Die Steinfalle (Bild links) im Bett eines Gebirgsbaches soll die Entwicklung einer Mure schon in der Anfangsphase abschwächen. Zur Zeit konzentrieren die Wissenschaftler ihre Aufmerksamkeit auf drei Objekte – den Atschinka-Berg im Tienschan, den Sares-See im Pamir, der durch einen Bergsturz entstand – und die Stadt Alma-Ata.

Ein Beitrag von Karel Hemzal

Wenn Berge kreißen...

Sonderbare Ereignisse warfen ihre Schatten voraus. In dem Bergarbeiterstädtchen Teschiktosch am Fuß der Ausläufer des westlichen Tienschan schienen geheimnisvolle Kräfte am Werk. Irgend etwas ging im Inneren des Berges vor sich. Die unterirdischen Rohrleitungen barsten oder wurden verbogen, die Lichtmasten neigten sich allmählich, und die Häuser bekamen Risse. Das Städtchen schien auf unerschütterlichen Felsen gebaut zu sein, doch da waren diese eigentümlichen Bodenbewegungen. Es lag etwas Drohendes in den kurzen Stößen, die von Zeit zu Zeit den Grund erschütterten. Man dachte an leichte Erdbeben, aber damit waren die Erscheinungen nicht zu erklären. Die herbeigerufenen Experten stellten nach vorläufigen Untersuchungen fest, daß die Stadt auf dem Hangfuß stand, der in das Tal gedrückt wurde. Die dabei entstehenden Spannungen entluden sich in kurzen Stößen. Was war aber die tiefere Ursache für dieses Phänomen?

In aller Eile wurden Bohrungen im Hang niedergebracht, und als die Ergebnisse vorlagen, standen den Experten die Haare zu Berge. Auf Teschiktosch rutschte ein ganzer Felshang nieder, der aus fünf geologischen Schichten bestand. Der Hang war in ein Kilometer Höhe, zwei Kilometer Breite und hundert Meter Tiefe von einer Unterschicht abgerissen und glitt, täglich nur um einige Millimeter zwar, aber dennoch unaufhaltsam ins Tal. Zwei Milliarden Tonnen Gestein drohten Teschiktosch zu zermalmen, das Tal auf zwei Kilometer Länge und damit auch den Fluß Achan-Garan abzuriegeln, eine Kohlengrube mit

Wenn Berge kreißen ...

fünf Millionen Tonnen Jahresförderung unter Wasser und das Kraftwerk von Angren außer Betrieb zu setzen. Das war die Diagnose der Experten vor zehn Jahren. Drohte hier eine Katastrophe, vergleichbar mit der von Ussoj im Pamir?

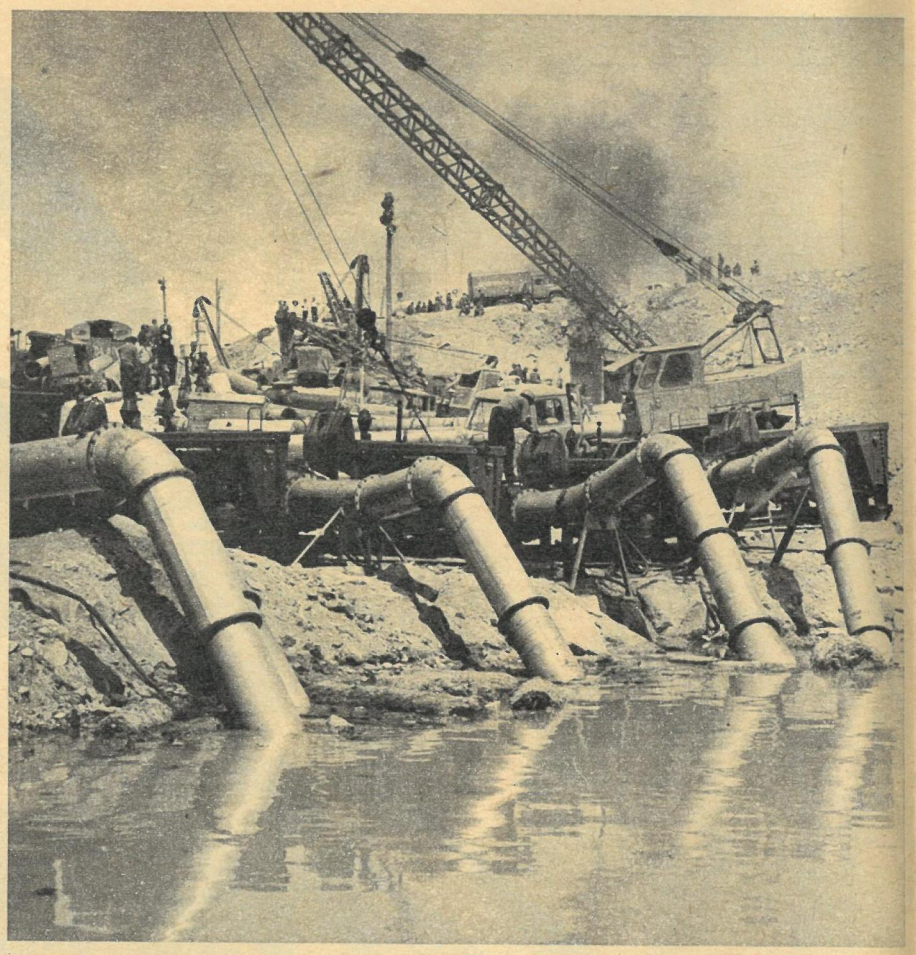
Der Bergsturz von Ussoj

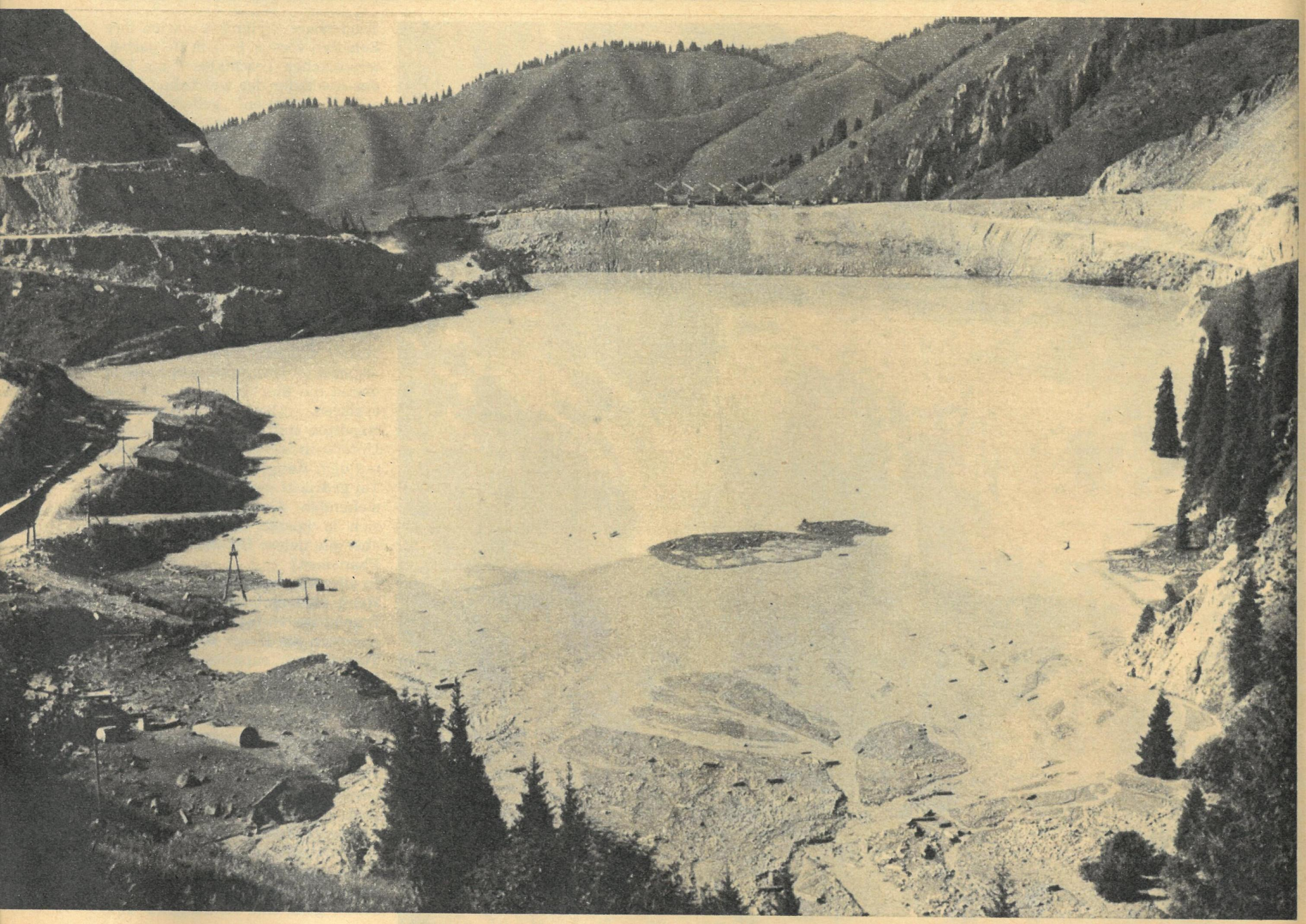
In der Nacht zum 6. Februar 1911 schreckte ein tiefes Grollen die Bewohner auf. Das Tal hallte von Donnerschlägen wider. Die Berge erzitterten, als sich riesige Steinblöcke lösten und unter ohrenbetäubendem Krachen auf die Felsenwände prallten.

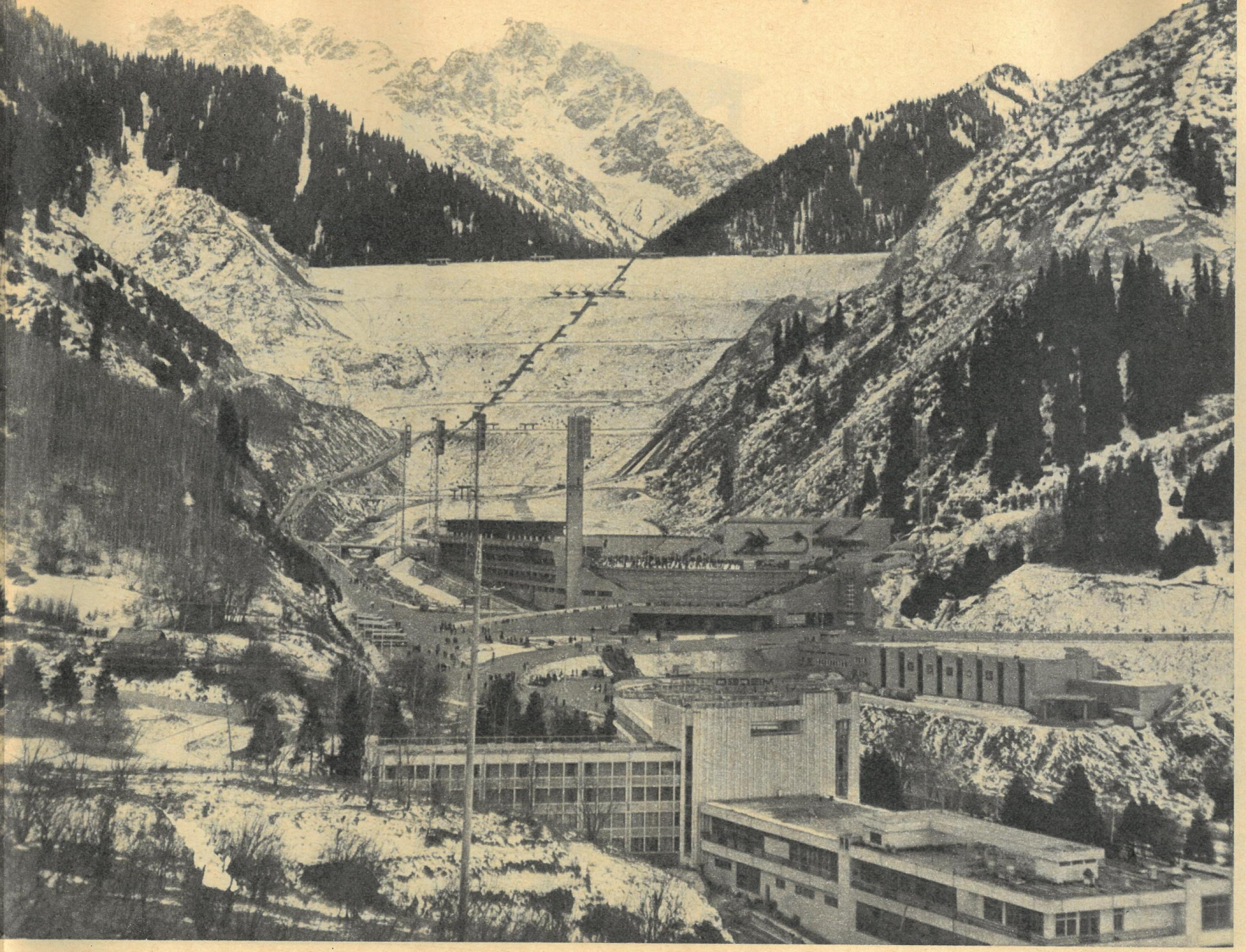
Innerhalb weniger Augenblicke stürzten zwei Milliarden Kubikmeter Gestein in das Tal, begruben für alle Zeiten die Einwohner von Ussoj und türmten einen Damm von 700 Meter Höhe auf, der dem Murgab-Fluß den Weg versperrte.

Die Wucht des aufprallenden Gesteinsmassivs war von den Seismologen registriert worden, die sich damals darüber stritten, ob ein Erdbeben diesen Bergsturz ausgelöst hatte oder der niederstürzende Berg den Erdstoß provozierte. Nur drei Einwohner hatten die Katastrophe überlebt. Sie befanden sich im 15 Kilometer entfernten Dorf Sares. Einer von ihnen, Mirschaib Gurgalijew mit Namen, berichtete erst nach 37 Jahren, was er damals erlebte: „Dort, wo unser Kischlak Ussoj lag, stürzten die Felsen in die Tiefe. Gleich darauf stieg eine dichte Staubsäule hoch, und von Ussoj war nichts mehr zu sehen. Der Staub hing noch einige Tage über der Siedlung. Erst nach drei Tagen gelang es uns, die Stelle zu erreichen, wo einst Ussoj stand, aber von dem Kischlak gab es nicht die geringste Spur mehr."

Noch im gleichen Jahr erreichte als erster Europäer der deutsche Forschungsreisende A. Schulz den aufgetürmten Steinwall, hinter dem er einen See erblickte, in dem die Siedlung Sares nach und nach im Wasser versank. 1913 erreichte der See bereits eine Länge von 28 Kilometern und eine Tiefe von 280 Metern. Ein Jahr später entdeckte man am Westrand Sickerwasser. 1925 strömte aus dem Damm be-







Dieser Damm von Medeo, an dessen Fuß das weltberühmte Eisstadion liegt, rettete Alma-Ata (Bild oben). 1973 stürzten 3,5 Millionen Kubikmeter Schlamm, Wasser und Geröll in das Auffangbecken (Bild links). Als das Wasser immer höher stieg, wurden innerhalb von 48 Stunden 12 Hochleistungspumpen installiert, die pausenlos das Wasser und die Pulpe in das ausgetrocknete Bett der Kleinen Almaatinka leiteten (Bild links oben). Seitdem wurde der Damm auf eine Höhe von 150 Metern gebracht. Heute beträgt das Fassungsvermögen des Beckens 12,6 Millionen Kubikmeter.

reits ein ganzer Fluß, größer als der Murgab.

Heute ist der See 75 Kilometer lang und zwischen 208 und 500 Meter tief. Von Zeit zu Zeit treiben niederstürzende Schuttlawinen und Felsblöcke Flutwellen an den steilen Berghängen hoch, und mit ihnen steigen auch die Sorgen der Experten.

Was geschieht am Sares-See?

Der gigantische Bergsturz, der zur Bildung des Sees führte, war durch ein Beben ausgelöst worden. Was aber würde geschehen, wenn es sich wiederholen sollte? 1956 hatte eine Expedition des Moskauer Instituts für Ingenieurbau zum erstenmal die Gefahr neuer drohender Bergstürze festgestellt. Dort, wo ein Beben stattfand, mußte man immer mit seismischen Erschütterungen der gleichen Stärke rechnen. Nach den Prognosen der Seismologen allerdings nur alle tausend Jahre. Indes sind die Berge am Sares-See sehr steil und außerordentlich stark zerklüftet, da würden auch schwächere Erdstöße bereits zu katastrophalen Hangabbrüchen führen.

Die größte Sorge bereiten die ausgedehnten tiefen Spalten und Risse an den Hängen des Nordrandes. Sie durchziehen in einer Länge von drei Kilometern und in einer Höhe von 600 bis 1000 Metern über dem Wasserspiegel die Felsen. Die Gesteinsmassen, die hier losbrechen könnten, entsprechen ungefähr der Menge, die seinerzeit im Jahr 1911 ins Tal des Murgab stürzte. In der Studie einer interinstitutionellen Kommission aus dem Jahr 1967, die von führenden Experten verschiedener Fachrichtungen unterbreitet wurde, heißt es: „Ein neuer Bergsturz würde den See in zwei Abschnitte teilen. Dabei würde der untere Teil überfüllt und das Wasser über die Dammkrone branden, die dabei zerstört werden könnte."

Was tun? Die Problematik erreichte eine Dimension, daß die Staatliche Plankommission beschloß, den Sares-See unter ihre Fittiche zu nehmen. Hier mußten optimale Lösungen gefunden werden, um so mehr als die Baumwollbauern und Bewässerungstechniker ihre Hoffnung auf die großen Wasservorräte in den Gebirgen setzten. Nach Berechnungen der Wirtschaftsexperten würde die Nutzung des Jahreszuflusses in den Sares-See für die Niederungen des Amudarja nur in einem einzigen Trockenmonat 600 000 Hektar Land wiederbeleben. Andere Projekte schlagen vor, den Wasserspiegel des Sees um 150 Meter abzusenken, um den Damm zu entlasten und das Wasser für die Energieerzeugung und Bewässerung zu nutzen. Einem anderen Projekt zufolge soll der Damm aufgestockt werden, um ein Überlaufen des Sees zu verhindern.

„Jedenfalls", so meint Dr. A. Nikonow, einer der führenden Experten, der an mehreren Expeditionen zum Sares-See teilnahm, „werden wir mehr als siebenmal messen müssen, bevor wir den Sares-See absenken."

Die Katastrophe von Alma-Ata

Die Gründer der Siedlung Almaty, dem späteren Alma-Ata, hatten keine glückliche Hand, als sie am Fuß des Nordhanges des Trans-Ili-Alatau ihre Behausungen auf den Ablagerungen kleiner Gebirgsflüsse bauten. Wie verhängnisvoll die Wahl des Standortes eines Tages für die Bevölkerung werden sollte, zeigte sich in einer Nacht im Juli 1921.

Die Stadt lag in tiefem Schlaf, als aus dem Tal der Kleinen Almaatinka eine gewaltige Mure mit der Geschwindigkeit eines Schnellzuges hervorschoß. Diese Lawine aus 3,5 Millionen Kubikmetern Schlamm, Schutt, Felsblöcken und Bäumen stürzte sich in einem 200 Meter breiten und mehrere Meter hohem Wall auf einen Teil der Stadt, begrub Mensch und Tier.

Dieses Unglück, das die Bevölkerung von Alma-Ata, das damals zeitweise Werny hieß, heimgesucht hatte, war nicht zu verhindern gewesen. Es gab nichts, was diese elementare Naturgewalt hätte aufhalten können. Allein die Erinnerung an jene Tage läßt noch heute die Einwohner der Stadt erschauern, die in der Folgezeit nach dieser Ka-

Wenn Berge kreißen...

tastrophe mit einem erneuten Einbruch von Muren rechnen mußten. Die Befürchtung war um so größer, weil der Stadt nicht nur aus der Medeoschlucht Gefahr drohte, sondern auch aus zahlreichen anderen Schluchten, die wie geladene Geschütze auf die Stadt zielen.

Obwohl nach Meinung der Experten nur alle 50 bis 100 Jahre mit einer Mure von solchen Ausmaßen und so verheerender Wirkung zu rechnen sei, war das Grund genug, eine Lösung zu finden, um die Stadt für alle Zeiten vor solchem Unheil zu bewahren. Nach eingehenden Untersuchungen wurde beschlossen, im Forstrevier Tschembulak, 11 Kilometer von Alma-Ata entfernt, einen Damm zu errichten, um so das Tal der Kleinen Almaatinka in ein Auffangbecken zu verwandeln, das die Murenströme bändigen sollte.

Am 21. Oktober 1966 wurden die beiden Berghänge durch eine gewaltige Sprengung abgetrennt und gezielt in das Tal buchstäblich hineingeschossen. Die Gesteinsmasse bildete den Kern des Dammes, der später, durch Ableitungskanäle und einen Umleitungskanal für die Almaatinka ergänzt, zu einem Bauwerk größer als die Cheopspyramide wurde.

Inzwischen waren seit der furchtbaren Nacht 52 Jahre vergangen. Am 18. Juli 1973 schlugen die Beobachtungsposten des Murenschutzdienstes Alarm. Der Moränensee des Tujuksugletschers war durchgebrochen. Ein Augenzeuge berichtet: „Es war ein heißer, stiller Tag. Plötzlich hörte man ein Dröhnen, als ob ein Strahlflugzeug die Schallmauer durchbrochen hätte. Der Donnerschlag verhallte, wie er gekommen war. Zehn Sekunden später erhob sich hinter dem verschneiten Bergrücken eine riesige rötliche Staubwolke, die den Himmel verdunkelte. Aus der Biegung der Schlucht brach eine ungeheure Schlammlawine hervor. Sie stürzte auf den Grund der Senke, jagte den Hang hoch, flutete zurück und brandete mit voller Wucht gegen den Damm von Medeo.“ 3,5 Millionen Kubikmeter Schlamm und Schutt prallten in drei Wellen gegen den Wall, der der kolossalen Kraft von 120 Millionen PS standhielt. Die erwartete Katastrophe war plötzlich hereingebrochen.

Im April vergangenen Jahres hatten starke Regenfälle in der Baksan-Schlucht am Fuße des Kaukasus eine Mure ausgelöst. In sechs Wellen – die letzte 15 Meter hoch – stürzte eine halbe Million Kubikmeter Schutt und Schlamm auf das Touristenzentrum und Alpinistenlager „Dshailyk" (Bild links).
Durch rechtzeitige Vorwarnung gab es keine Opfer. Zahlreiche wissenschaftliche Institute arbeiten an der Entwicklung von Schutzanlagen. Im Bild links unten wird das Modell einer Überlaufanlage eines Auffangbeckens getestet. Im Bild unten Modelle von Gesteinsfallen, die, einmal gefüllt, zu Schutzdämmen werden.

Aber der Damm rettete Alma-Ata vor der Wiederholung jener Schreckensnacht vor über fünfzig Jahren.

Der Berg wandert weiter...

Doch zurück nach Teschiktosch im Tienschan. Der Berghang bewegte sich im Schneckentempo. Unmerklich für das menschliche Auge, aber dennoch waren die langsamen Bewegungen überall zu spüren. Unruhe breitete sich aus. Wie lange würde der Hang halten? Auf den Rat der Wissenschaftler säumten die Behörden nicht lange. Sie arbeiteten einen detaillierten Evakuierungsplan aus, in dem jedes Haus erfaßt war, dem die entsprechenden Transportmittel zugeteilt wurden. Der Staat griff tief in die Tasche und baute in kürzester Zeit ein neues Teschiktosch auf dem gegenüberliegenden Ausläufer eines Zwischengebirges auf. 3350 Einfamilienhäuser, Schulen und Geschäfte mit allen Kommunikationen wurden neu aufgebaut. Damals hieß es: „Teschiktosch ist nicht umgezogen, sondern vor Angst 'rübergesprungen." Und der Berg glitt nach wie vor mit einer Geschwindigkeit von 6 bis 8 Millimetern am Tage weiter.

Der Rat der Wissenschaftler, der Experten für Geodynamik, Ingenieurgeologie, Hydrologie und andere Disziplinen vereinte, arbeitete mit Hochdruck. Mit der Verlegung der Stadt hatte er gleichzeitig den Fluß umleiten lassen – für alle Fälle. Schließlich und endlich kulminierten alle Überlegungen nach reiflicher Prüfung in einer kühnen Idee. Der wandernde Berg sollte aufgehalten oder, wie die Experten sagten, stabilisiert werden. Sie schlugen vor, den Hangfuß an der Nahtstelle zu verfestigen, dort, wo sich der Berg in den gegenüberliegenden einkeilte. Ein Widerlager sollte den wandernden Berghang aufhalten.

Tag und Nacht wurde an der empfindlichsten Stelle des Hangs, nämlich im alten Flußbett des Achan-Garan, mit der Aufschüttung von Gestein, dem Abraum aus dem nahe gelegenen Kohlebergwerk begonnen. Es war ein Wettrennen im Zeitlupentempo. In den ersten Jahren hatte die aufgeschüttete Masse keine Wirkung auf den wandernden Berg. Der Hang rutschte in gleichbleibendem Tempo von 6 bis 8 Millimeter pro Tag zu Tale. Aber als 30 Millionen Kubikmeter Gestein aufgetürmt waren, wurden die Bodenbewegungen merklich schwächer. Auch ein Erdbeben der Stärke 6 hatte die Gleitgeschwindigkeit des Hanges nicht beschleunigt. In den letzten vier Jahren nahm das Tempo immer mehr ab. Als Ende 1983 mit der Aufschüttung des fünfzigmillionsten Kubikmeters Gestein begonnen wurde, beruhigte sich der Hang immer mehr, und er bewegt sich jetzt nur noch 0,2 bis 0,4 Millimeter pro Tag. Auch die Bewegungsrichtung hatte sich nach Südwesten, in eine gefahrlose Richtung, verlagert. Die Arbeiten gehen weiter. Und heute gilt als sicher, daß Ingenieurgeist, gepaart mit der Hilfe des Staates und der Einsatzbereitschaft der Menschen, über den Berg triumphieren werden.

★

Der Bau des Dammes von Alma-Ata durch eine Sprengung riesigen Ausmaßes und die Stabilisierung des Berghanges im Tienschan markierten eine Etappe im sowjetischen Murenschutzdienst, die von Fachleuten als Wendepunkt bezeichnet wird. Am Sares-See gehen die Untersuchungen weiter. Unter der Aufsicht des Lawinen- und Murenschutzdienstes der Sowjetunion stehen weitere 5000 Gebirgstäler, die murengefährdet sind. Zur Zeit arbeiten Experten an langfristigen Prognosen für die Region der Baikal-Amur-Magistrale, den zentralen Teil Moldawiens, den Kaukasus, die Ukraine und die Karpaten. Die Muren-Prognosen für die Schwarzmeerküste haben sich im Verlauf von 10 Jahren voll bestätigt. Ein Beweis für die hohe Qualität der Forschungen des sowjetischen Murenschutzdienstes, der einzigen staatlichen Organisation in der Welt auf diesem Gebiet.

Fotos: APN, TASS, I. Bagrjanski

Gedanken vor dem Gastspiel

Zu den Tagen der Kultur der DDR in der UdSSR

„Wir fassen es als Auszeichnung und hohe Ehre auf, in Moskau, im Bolschoitheater, zu gastieren, besonders weil wir zum 35. Jahrestag der DDR als Sendboten der ganzen Republik auftreten, als Repräsentanten des Musiktheaters unseres Landes."

Professor Joachim Herz

Professor Herz betritt die Bühne, begrüßt freundlich aufgeräumt das Ensemble und kündigt konzentrierte gebündelte Arbeit am 3. Akt des „Rosenkavaliers" an, „ohne, daß wir in Hektik verfallen". Bewegungsabläufe und Ausdruck sollen auf den Punkt gebracht werden bis zur Durchlaufprobe am Abend. Bekannt und gefürchtet für seine Genauigkeit bis ins letzte Detail, zitiert Herz gerne ein Moskauer Bonmot über sich: „Er war strenger als der letzte Winter!" Rausschmisse bei Probenstörungen gehören zu ihm wie die Thermosflasche auf dem Regiepult. Der Fotograf stört heute nicht.

„Sie müssen bis dahin fertig sein, sonst hat die Musik keinen Sinn mehr."

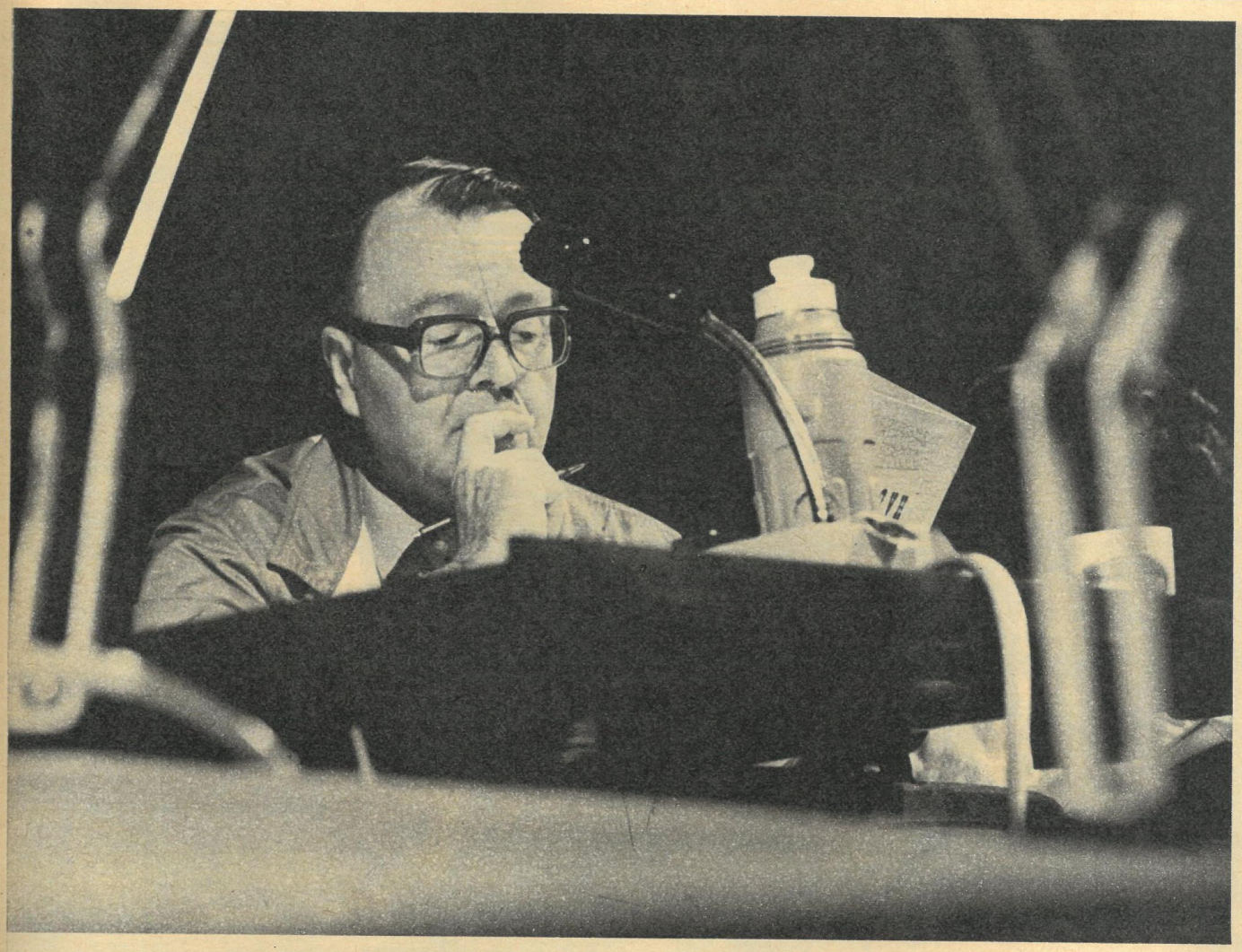
„Bitte eine dienstwillige ordentliche Kellnerhaltung einnehmen und nicht hängenlassen beim Abgang."

„Hier schon ein zartes Kleidungsstückchen durchreichen, damit der Ochs mehr Grund hat, sich sittlich zu entrüsten."

Die Proben für den neuen Spielplan sind in vollem Gange. Das Ensemble der Dresdner Staatsoper bereitet sich vor, einer der traditionsreichsten Adressen der Opernwelt gerecht zu werden. Termine und hohe Erwartung im Nakken – verbindet Joachim Herz Angenehmes mit dem Nützlichen – das Gastspiel in Moskau gibt Gelegenheit, die eingeladenen Inszenierungen „Cosi fan tutte" und „Ariadne auf Naxos" zugleich für die Bühne der Semperoper einzurichten. Bevor Kostüme und Kulissen verpackt werden, findet er Zeit für Gedanken vor dem Gastspiel. Dagmar Mammitzsch notierte.

Erinnerungen an eine Regiearbeit

Zunächst möchte ich Dr. Lothar Bolz zitieren, unseren ehemaligen Außenminister. Der hatte so einen schönen Satz: „Das Beste an Rußland sind die Russen!" Das hat mir immer gefallen. Meine Erfahrungen bei zahlreichen Begegnungen liegen in ähnlicher Richtung. Ich habe ja 1963 als erster ausländischer Gastregisseur richtig am Bolschoitheater gearbeitet. Wenn man ein Vierteljahr in Moskau ist, lernt man sich viel besser kennen, als wenn man nur ein paar Vorstellungen besucht, Toaste auf Empfängen ausbringt oder gar nur als Tourist vorbeikommt. Die Zusammenarbeit ist mir in bester Erinnerung, obwohl meine Arbeitsweise am Bolschoitheater nicht unbedingt selbstverständlich war. Wir haben uns gleich geeinigt, was ich mache – das ist Stanislawski! Und da war



das sofort legitimiert und wurde völlig akzeptiert. Es gab gar keine Diskussion mehr über das Prinzip. Das war beim „Fliegenden Holländer". Seit 1940 – seit Eisensteins „Walküre" – war das die erste Wagner-Inszenierung am Bolschoi – und nach ungefähr 60 Jahren erstmals wieder ein „Fliegender Holländer".

Ich erinnere mich noch: Im Finale des dritten Aktes hatten die Matrosen das Schiff für die Heimreise flottzumachen. Die Chorherren, die nicht mit in die Wanten klettern durften und auf die Masten, waren ganz enttäuscht. Im Ensemble gab es echte ehemalige Matrosen der Roten Flotte, die sind mit Wonne hinaufgeklettert.

Für beide Seiten war so manches ungewohnt. Da war die Sache mit

Am Regiepult: Professor Herz entgeht nicht die kleinste Unkorrektheit (links).

Auswertung der Vormittagsprobe am „Rosenkavalier": Ernste Kritik mit heiterer Untermalung (l. außen). Der Chefregisseur wird zum Akteur: Um die Genauigkeit des Ausdrucks (unten).

„Cosi fan tutte" – Komische Oper in zwei Akten von Lorenzo da Ponte: Szenenausschnitt der Dresdner Inszenierung in der Ausstattung von Bernhard Schröter (oben). Würdevoller Glanz: Das Bolschoitheater erwartet seine Gäste (rechts).

der Bauprobe. Wir legen bei dieser Probe mit markierter Dekoration die Maße fest und die Proportionen. Die liebe Dame, die in Moskau die Dispositionen verwaltete, hatte „Montirowka" in ihren Plan geschrieben. Das war schon richtig übersetzt. Aber Montirowka ist dort die technische Einrichtung. Und wir wunderten uns, als wir in der Bauprobe unser „Bitte einen Meter nach links, einen halben Meter weiter nach rechts" riefen, daß da immer mehr Musiker ins Orchester kommen, sich versammeln und schließlich, zu unserer großen Verblüffung, anfangen, Musik zu machen. Und zwar probierten sie ein neues Notenmaterial zu „Giselle" aus. Es kamen auch immer mehr Tänzer auf die Vorbühne in ihren berühmten dicken Wollstrümpfen und übten ein bißchen dazu. Zu guter Letzt stellte sich heraus, daß bei ihnen die technische Einrichtung bei geschlossenem Eisernen Vorhang stattfindet und Orchesterraum und Vorbühne dann „natürlich nicht brachliegen dürfen". Die einzigen, die es störte, daß die Musiker musizieren und die Tänzer tanzen, während wir dazwischenriefen, das waren wir aus der DDR. Die anderen nahmen es gar nicht zur Kenntnis. Also machten wir weiter mit: Einen Meter weiter nach links, einen halben Meter nach rechts..." Es war schon eine sehr turbulente, aber auch eine lustige und sehr produktive Zeit. Daß wir wirklich gut zusammengearbeitet hatten und uns nahegekommen waren, zeigte sich dann an dem sehr guten Premierenergebnis.

Zwei Leckerbissen als Angebot

Nun steht das Gastspiel unseres Theaters in dem berühmten Haus bevor. Es war schwer, geeignete Stücke zu finden, denn in dieser Umbruchsituation haben wir zur Zeit keinen umfangreichen Spielplan. Wir sind nun auf zwei Leckerbissen gekommen, charakteristisch für uns, aber eigentlich keine repräsentativen „Großen Opern". Jetzt sind wir sehr gespannt und hoffen, daß sie in Moskau gut ankommen werden. Uns freut, daß wir mit Richard Strauss hinfahren, der nicht oft in der Sowjetunion gespielt wird. Über „Ariadne auf Na-

xos“ war man erst gar nicht so glücklich. Es ist ja auch für unser Verständnis von Oper noch ein sehr diffiziles Stück, weil es im ersten Teil die Oper überhaupt in Frage stellt. Es diskutiert die Zustände hinter den Kulissen und die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Auftraggeber, dann tritt das Stück aber für das totale Theater ein, für eine Kombination aus Ernst und Heiter, wie sie Mozart in seinen besten Werken geschaffen hat. Es kommt im zweiten Teil zu einer Synthese aus zwei Kunstauffassungen, zwei Arten, der Wirklichkeit gegenüberzutreten, und diese Synthese bringen wir etwas abweichend von der üblichen Fassung. Richard Strauss wollte am Schluß immer den Rahmen vollenden, der ernsthafte theaterfremde junge Komponist vom Beginn des Stückes sollte das letzte Wort haben. Das fand Hofmannsthal furchtbar. Der wollte zum Schluß die Komödianten wiederhaben. Das fand nun Strauss entsetzlich. Und wir machen beides. Wir bringen zum Schluß den Komponisten und die Komiker, realisieren also die Wünsche beider Autoren.

Eine Besonderheit unserer Inszenierung ist das Ineinander der beiden Theatertruppen, die um die Bühne kämpfen, auf der sie sich bewähren müssen. Meist läuft das so ab, daß man denkt, die haben das von vornherein drauf. Das muß aber als Improvisation kommen, die erst eine Minute vor dem Aufgehen des Vorhanges beschlossen wurde. Dieses gegenseitige Bemühen, sich in die Sache hineinzufädeln, sich erst zu streiten und dann allmählich zusammenzufügen, das führen wir sehr konsequent durch. Wir ernteten mit dieser Auffassung besonders auch beim Edinburgh-Festival einen schönen Erfolg.

Um die Verwirrung der Gefühle

Für „Cosi fan tutte“ suchte man in Moskau auch erst ein passendes kleines Theater. Man kann das Stück natürlich auf einer intimen Bühne spielen. Nun haben wir versucht zu erklären, daß „Cosi fan tutte“ bei uns zu den Spitzenwerken gehört und auf allen großen Opernbühnen gezeigt wird. Auch in diesem Stück geht es um etwas sehr Wichtiges – um die Erziehung der Gefühle junger Menschen, um die Gleichberechtigung der Geschlechter, um das Sich-selber-Kennenlernen und die großen Fragezeichen, die dabei gesetzt werden müssen. Es fängt sehr leichtfertig an, und die Akteure verwickeln sich in Dinge, ohne daß sie wissen, worauf sie sich einlassen. Am Ende bleiben die Fragezeichen stehen. Beide Seiten haben sich und den anderen näher und besser kennengelernt und wissen nun, mit welchen Unwägbarkeiten sie im Leben zu rechnen haben, daß das Leben sich nicht so planen und spekulieren und berechnen läßt, wie sie ursprünglich annahmen. Als die Bedrückten stehen bei uns zum Schluß die Männer da, die sich als entbehrlich und austauschbar erwiesen und denen die Frauen völlig über den Kopf gewachsen sind. Ein großes Thema, aber natürlich charmant abgewikkelt, und wir hoffen, daß die Moskauer Besucher trotz der Sprachprobleme angeregt das Theater verlassen. Ich erlebte sie neuen Angeboten gegenüber aufgeschlossen, so zum Beispiel 1959, als wir mit der Komischen Oper Brittens „Albert Hering“ vorstellten.

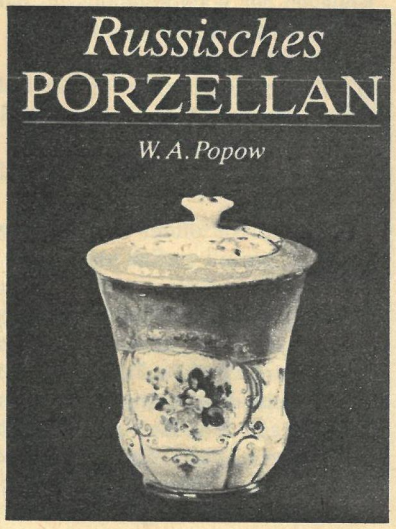
Nun endlich „Die Nase“

Ganz persönliche Erinnerungen an Moskau verbinden sich für mich auch mit der Vorbereitung der ersten deutschsprachigen Aufführung von „Krieg und Frieden“ von Prokofjew in Leipzig. Ich studierte damals im Tolstoi-Museum, besuchte Denkmale des Klassizismus. Das waren ganz wichtige Anregungen. Und dann wollte ich ja eigentlich immer noch „Die Nase“ inszenieren, war auch schon zu Studien in Moskau und hatte mit Schostakowitsch darüber gesprochen. Aber aus irgendeinem Grunde platzte die Sache immer wieder. Nach Eröffnung der Semperoper soll „Die Nase“ das nächste Stück werden, das ich – nun endlich – inszeniere. Wenn nichts dazwischenkommt…

Zur Zeit ist unser Terminplan wahnwitzig. Wir haben uns einer Tradition zu stellen und Maßstäben, von denen wir nur hoffen, daß sie auch auf Produzenten-Seite nicht vergessen wurden, daß sich alle ihrer bewußt sind. Wir werden an dem gemessen, was die Dresdner Oper in Europa einmal war und an den neuen Anforderungen an das Musiktheater. Wir sind stolz, daß wir mit unserer Staatskapelle das Instrument besitzen, das diese Tradition bis heute weitergibt und den nächsten Generationen übermittelt; allein 35 Mitglieder des weltberühmten Klangkörpers sind Hochschulprofessoren.

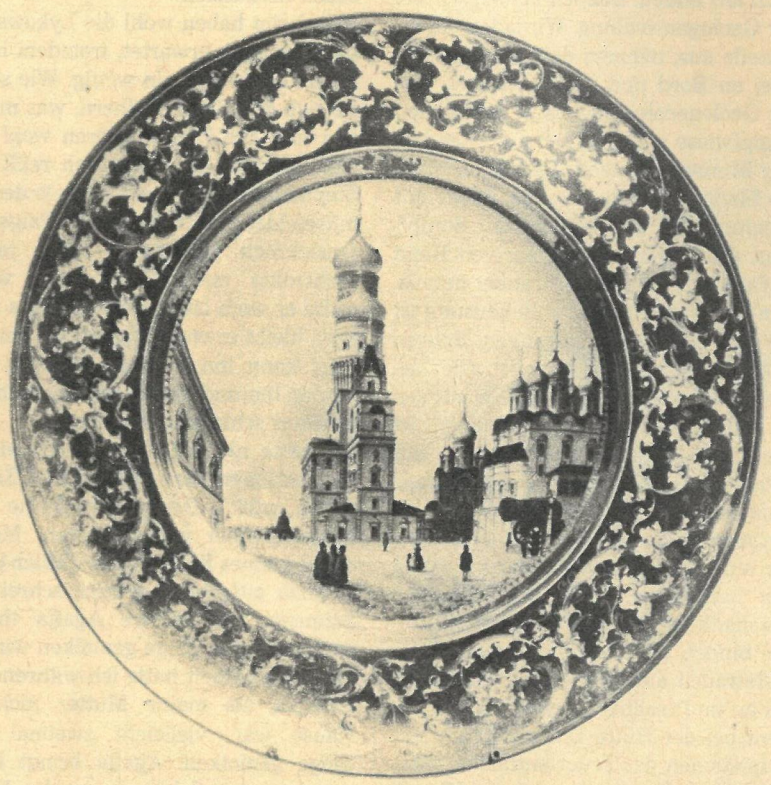
Ein Prüfstein wird das Gastspiel in Moskau für uns sein, an das sich fast beklemmend hohe Erwartungen knüpfen – noch dazu in einem derart festlichen Rahmen und in einem so festlichen Haus.

Fotos: L. Willmann (3), E. Döring (1), Archiv



Modedame mit Markenzeichen

Großer Teller. Manufaktur Popow. Mitte 19.Jahrhundert. Unten links: Zylindrische Vase mit Aufschrift Nowospassker Manufaktur, 1. Drittel 19. Jahrhundert. Daneben: „Modedame“ und „Teeverkäufer“. Manufaktur Safronow.



„Als Arkanist eingestellt“ wurde auf Erlaß Katharinas II. ein gewisser Iwan Fjodorowitsch Müller. Als Johann Gottfried Müller hatte er Meißen den Rücken gekehrt und sich 1759 verpflichtet, die Petersburger Porzellanmanufaktur „in einen vorzüglichen Zustand zu bringen“. Seine Umbaupläne jedoch wurden für überflüssig erachtet, auch fand man, er verlange zuviel Geld. So wechselte er bald zur Firma Gardner ins Gouvernement Moskau über. Das Geheimnis der weißen Zerbrechlichkeit hatte der Bergbau-Ingenieur Dmitri Winogradow 1747 für Rußland entdeckt. Porzellangeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert erzählt der im VEB E. A. Seemann-Verlag erschienene prächtige Bildband „Russisches Porzellan“.

Die Ziegen hatte ich am Vortage dreißig Kilometer von Abasa entfernt gekauft. „Für die Lykows?“ fragte mich die Besitzerin. „Dann suchen Sie sich mal zwei aus.“ Ich entschied mich für den erfahrenen Stepan, dem Kletten in der Mähne hingen, und die rundliche, hochtragende Muska. Muska kam noch am selben Tage mit einem Ziegenböckchen nieder. Nachdem wir es mit Milch gefüttert hatten, mußte es in den Kordon zurück, und Muska bekam einen Tag Ruhe.

Nun sitze ich im Hubschrauber, der über den Fluß Abakan dahingleitet. An Bord befinden sich 400 Kilogramm Eisen – Bohrgeräte für die Geologen – der Ziegenbock Stjopka und die junge Ziege Muska. Das Rütteln und die Höhe machen ihr schwer zu schaffen, sie liegt flach am Boden. Endlich landen wir bei der Geologensiedlung. Wir laden die Eisenteile aus, nehmen den Geologen Jerofej an Bord und starten erneut. Von der Geologensiedlung bis zu der flachen Sumpfwiese auf dem Berg sind es nur vier Minuten Flugzeit. Der Hubschrauber bleibt in der Luft stehen, Säcke mit Kleidungsstücken landen im Sumpfgras, die Ziegen reichen wir von Hand zu Hand aus dem Hubschrauber heraus. Den bekannten Pfad zur Behausung ist vor kurzem ein Bär gegangen, Spuren sind zu sehen und Bärenmist. Die Ziegen zerren an den Stricken. Wir müssen sie ziehen. Ein besonderes Problem ist das Überqueren eines Baches auf Baumstämmen. Jerofej löst es auf ganz einfache Art: Er nimmt die Ziegen in den Arm und balanciert wie ein Zirkusbär auf den Stämmen über den Bach. Wir beschließen, das ungewöhnliche Geschenk nicht sofort zu überreichen. Wir binden die Ziegen an einem Faulbeerstrauch am Rande des Gemüsefeldes an und tauchen gerade in dem Moment bei der Hütte auf, als Agafja mit Feuersteinen das Feuer entfachen will.

„Väterchen, es sind Jerofej und Wassili Michailowitsch!“ ruft sie durch die offene Tür in die Hütte hinein. Dann stehen sie beide, erfreut und auch ein wenig verwirrt, an der Türschwelle. Als sie den Hubschrauber hörten, war ihnen klar, daß Gäste kommen würden. Wie im vorigen Jahr haben sie ihren Sonntagsstaat angelegt – Gummistiefel, Hemden von blauer Farbe, Hosen, Agafja hat eine leicht sackähnliche Variante eines Sarafans an.

Vor der Hütte ist an einer Stange ein rotes Tuch aufgespannt, irgendwer hat es Agafja geschenkt. „Nanu, Agafja, du bist ja modebewußt geworden.“ – „Nein, mit dem roten Tuch können wir den Bär von der Hütte abhalten. Dauernd streicht er hier herum. Gestern tauchte er dort auf der Lichtung auf. Da habe ich schnell das Eisen geschlagen, bis er verschwand.“

Karp Ossipowitsch zeigt uns das Eisenschlagen. Er klopft auf Eisen, daß es dröhnt. Wir wollen wissen, wie sie seit unserem letzten Besuch gelebt haben. Das Neueste und Wichtigste ist der Umzug zum Fluß. Mein vorjähriger Begleiter, der Leiter der Chakassischen Forstverwaltung Nikolai Nikolajewitsch Sawuschkin, hatte sein Versprechen gehalten und sich um einen Anbau an der unteren Hütte, die ehemals die beiden Söhne bewohnten, gekümmert. Fünf Kollegen der Waldbrandaufsicht haben am Fluß eine Woche lang freiwillig die Äxte geschwungen.

„Dank den Menschen, ein guter Anbau ist es geworden! Alles ist sauber und ordentlich gearbeitet, eine stabile Tür, ein Fensterchen. Eine Behausung fürs ganze Leben...“

Agafja, die Kartoffeln waschen gegangen war, kommt zurück und lächelt geheimnisvoll: „Dort sind Ziegen...“ Durch ihr Meckern hatten die Ziegen ihre Anwesenheit verraten, und Agafja konnte sie schon in Ruhe betrachten. Ihr Gesicht drückt Angst, Freude und Neugier aus. Was für ein großes Ereignis in ihrem Leben. Auch Karp Ossipowitsch ist ganz aufgeregt, als Jerofej die widerstrebenden Ziegen aus dem Gebüsch herauszieht.

Insgeheim haben wohl die Lykows dieses Geschenk erwartet, trotzdem beunruhigt es sie nun ein wenig. Wie sollen sie sich den Ziegen nähern, was mit ihnen tun. Die Ziegen spüren wohl ihre Unsicherheit, denn plötzlich reißt sich Stepan los und stürmt oberhalb des Gemüsefeldes ins Dickicht der Taiga. Offensichtlich besinnt er sich jedoch rechtzeitig eines Besseren – wohin sollte er auch laufen? Bei Muskas Mekkern bleibt er endgültig stehen, und Jerofej kann ihn wieder einfangen. Wir binden ihn und Muska auf der Lichtung an einer schlanken Espe fest.

Ich hätte nie gedacht, daß ich einmal Instruktionen zum Melken von Ziegen geben müßte. Doch bleibt keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Muska, deren kleines Euter von der Milch buchstäblich aufgebläht wurde, schreit vor Schmerz. Ich erkläre Agafja theoretisch, wie eine Ziege gemolken wird. In meiner Kindheit hatte ich während des Krieges, als meine Mutter nicht zu Hause war, vielleicht zweimal eine Ziege gemolken. Agafja bringt leicht verwirrt eine Schüssel aus der Hütte. Wäre die Ziege schon alt gewesen, hätte sich die Unterrichtsstunde im Melken wohl einfacher gestaltet. Doch hier ist es für alle neu und ungewohnt. Karp Ossipowitsch, den ich gebeten habe, die Ziege an den Hörnern festzuhalten, muß sich vor lauter Aufregung hinsetzen. Mit dem Gefäß in den Händen, mache ich mich am Euter zu schaffen. Muska, die nicht weiß, was die Menschen mit ihr vorhaben, sträubt sich, ist unruhig und stößt Agafja mit ihrer Flanke. Trotz alledem spritzen die ersten Milchstrahlen in die Schüssel. Muska hat begriffen, daß ihr diese Operation Erleichterung verschafft und beruhigt sich etwas. „Jetzt du...“, sage ich und gebe Agafja die Schüssel. Sie macht sich ganz fachmännisch ans Werk, zupft aber vor lauter Aufregung nicht nur an den Zitzen, sondern auch an den Haaren des Fells der Ziege. Wieder beginnt Muska wie rasend mit Hufen und Hörnern zu arbeiten. Wir scheren ihr rund um das Euter das Fell. Wir bekommen so etwa drei Gläser Milch. Ich zeige Agafja, wie die Milch durchzuseihen ist. Außer Atem gekommen, sitzen wir dann auf kleinen Baumstümpfen bei der Hütte und besprechen die Strategie der Viehzucht. Daß jeden Tag zweimal gemolken werden muß, wie die

TATSACHENBERICHT

Die Einsiedler

Neuigkeiten dieses Jahres

Sommer 1984. Wassili Peskow und Jerofej Sedow mit ihrem lebenden Gastgeschenk auf dem Weg zu den Altgläubigen (Bild oben). Unten: Der 86jährige Karp Ossipowitsch Lykow (rechts) und seine 42jährige Tochter Agafja (links).

FREIE WELT veröffentlichte Anfang 1983 einen Tatsachenbericht, der von Menschen erzählt, die sich aus religiösem Fanatismus in die Taiga zurückzogen (FW Heft 2, 3, 4, 5). Die Lykows, ein Ehepaar mit zwei Töchtern und zwei Söhnen, lebten fast fünf Jahrzehnte ohne jeden Kontakt zu anderen Menschen in der Einsamkeit des unwegsamen Sajan-Gebirges. Geologen entdeckten 1978 durch Zufall die Behausung der Einsiedler. Die Söhne und die ältere Tochter waren im Herbst 1981 kurz nacheinander und unerwartet gestorben. Der Autor der aufsehenerregenden Dokumentation, Wassili Peskow, besuchte die letzten Überlebenden der Altgläubigen-Familie ein zweites Mal im Sommer 1983 (FW Heft 20/83). Wie ist es den beiden Menschen in der Taigahütte inzwischen ergangen? Auch in diesem Jahr reiste Wassili Peskow, Sonderkorrespondent der „Komsomolskaja Prawda“, zum Oberlauf des wilden Flusses Abakan. Als Gastgeschenk nahm er den Einsiedlern zwei Ziegen mit.

Ziegen zu füttern sind, wo über Nacht anzubinden, wieviel Futter sie für den Winter brauchen, wie das Gemüsefeld vor ihnen zu schützen ist.

„Und dann sind da noch die Bären…", seufzt Karp Ossipowitsch. Jerofej und ich begreifen, daß wir mit den Ziegen den Lykows auch neue und ihnen unbekannte Aufgaben gebracht haben.

„In drei – vier Tagen kann man sie schon trinken, vorerst geben wir sie mal den Katzen zum Kosten…" Mit welcher Gier sich die durch die ständige Kartoffeldiät ausgehungerten Katzen auf die Milch stürzen! Sie lecken die Aluminiumschüssel bis auf den letzten Tropfen aus und machen sich dann über den auf dem Brennholzstapel liegenden Mullfetzen, durch den wir die Milch geseiht haben, her.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit säubern Jerofej und ich den Platz unter dem überhängenden Dach der Hütte von allerlei Gerümpel und legen ihn mit Gras aus. Das zweite, abendliche Melken von Muska findet schon unter der Überdachung statt.

„Karp Ossipowitsch, wenn sie euch zu viel Mühe machen, dann schlachtet sie, das gibt Fleisch für den Winter." Der Greis nickte dankbar: „Ja, ja, so so."

Am Abend sprechen wir über das vergangene Jahr. Jerofej und ich haben die Kerzenvorräte in der Hütte aufgefüllt, und Karp Ossipowitsch entzündet gleich zwei davon – eine im Kienspanhalter, die andere auf dem Ofen am Kopfende seines Lagers. In der Hütte hat sich seit unserem ersten Besuch nichts verändert. Auf einem Regal in der rechten oberen Ecke stehen religiöse Schriften und die schwarzen Tafeln der Ikonen. Links unten am Ofen – sauer riechendes Geschirr. Säckchen und Bündelchen mit trockenen Kräutern hängen an Stangen oder liegen auf den Regalen entlang der Wände. Das meiste in der dunklen Behausung läßt sich nur ertasten, nur der Wasserspender aus Aluminium zum Händewaschen hebt sich als heller Fleck neben der Tür ab. Karp Ossipowitsch hatte gefunden, daß er doch bequemer wäre als einer aus Birkenrinde.

Wie auch im vorigen Jahr wird für die Gäste auf dem Boden Roggenstroh ausgebreitet. Jerofej und ich legen uns darauf, die Rucksäcke benutzen wir als Kopfkissen. Karp Ossipowitsch sitzt mit krummem Rücken auf der Bank, und Agafja steht am Ofen und klappert mit Geschirr. Dabei lauscht sie unserer Unterhaltung, und hin und wieder beteiligt sie sich auch mit ein paar Worten am Gespräch. Im Herbst war ihre größte Sorge, den Vorrat mit Nüssen aufzufüllen. Die Ernte war reichlich, wie sie nur einmal in vier Jahren ist. Das mußte genutzt werden. „Mein Väterchen ist heuer kränklich geworden, und ich hab's mit der Hand…", sagt Agafja. Trotzdem bereiteten die Lykows dreißig Säcke Zedernzapfen auf. Agafja kletterte auf den Bäumen herum und schlug die Zapfen herunter, der alte Mann sammelte sie auf. Sie schleppten auch die Zirbelnüsse zur Vorratskammer der Hütte, entspelzten und trockneten sie. „Zur Nacht spürst du deine Glieder nicht mehr." Die Kartoffeln buddelten sie schon unter dem ersten Schnee hervor. Auch hier war die Ernte gut. „Ob Sie's glauben oder nicht, wir haben dreihundert Eimer voll geerntet!" Für zwei ist das viel. Einhundert Eimer blieben übrig, die wir den Geologen geben wollten. Aber wie? Ohne auf Jerofej zu warten, begannen Agafja und der alte Mann den Wald in der Nähe des Gemüsefeldes zu roden und abzubrennen, immer in der Hoffnung, daß dort der Hubschrauber landen kann. „Er konnte nicht", sagt Jerofej mit Bedauern in der Stimme, „die Neigung ist zu groß, und die Bäume stehen zu nahe." Diese Nachricht betrübt die Lykows sehr. „Vielleicht irrt sich Jerofej?" fragt mich Karp Ossipowitsch mit einem verstohlenen Seitenblick. Auf den Überfluß an Kartoffeln kommen sie noch mehrmals zu sprechen. „Es ist eine Sünde – Nahrung kommt um. Na und dann sind wir den Leuten ja auch Dank schuldig für ihre Fürsorge."

Wir werden mit gekochten Kartoffeln bewirtet. Das Essen unterteilt man hier in „Fastenessen" und „Fettlebe". Im vergangenen Jahr gab es „Fettlebe" so gut wie gar nicht. Die Fanggruben für das Wild sind vernachlässigt – „was bin ich schon für ein Wildfänger, ich trag' ja kaum die eigenen Beine durch die Gegend". Aus demselben Grunde wurde im letzten Herbst weniger als ein Eimer Fisch gefangen. Gegessen wurden Nüsse, Kartoffeln, Rüben, Möhren und Erbsen. Zu Beginn des Winters schlachtete Jerofej in Abasa ein Ferkel und teilte das Fleisch mit seinen „Patenkindern". Die ausgelassene Butter in der Flasche entdeckten wir in einem abgetragenen Stiefel, der unter dem Dachüberhang aufgehängt war – mit der Butter wird das Schuhwerk eingefettet. Den diesmal nicht im Holzfäßchen, sondern in einem Glas mitgebrachten Honig lehnt man mit Bedauern ab – wegen des „weltlichen Gefäßes". Im strengen Tabu für alles weltliche Essen gibt es nur eine Ausnahme. Mit Dank werden Graupen und Reis angenommen und die Vorräte an Haferflocken aufgefüllt. „Die Ziegen helfen euch!" sagt Jerofej. „Geb's Gott", antwortet der Greis und stellt eine neue Kerze auf.

Jerofej ist hier nach wie vor der Hauptratgeber und Vormund. Zum Dank näht ihm Agafja aus dem Leder eines noch von Dmitri erlegten Marals ein Paar weite, weiche Stiefel, sogenannte „Itschigi" oder „Brodni" – das beste Schuhwerk für Gänge in der Taiga. Betont geruhsam probiert Jerofej die neuen Stücke an, geht ein paar Schritte auf dem Hof hin und her, stampft mit dem Fuß auf – und macht Agafja so eine große Freude. „Winters sind die Abende la-ang, so la-ang, da hab' ich mich eben rangemacht", zwitschert sie und lächelt ihr kindliches Lächeln. Alle Sorgen des Haushalts und die ganze schwierige Sicherung des Lebensunterhalts lasten jetzt auf ihr – Agafja ist Köchin, Zimmermann, Packer, Gemüsegärtner, Holzhacker und Baumkletterer. Sie versteht wohl, daß es anders nicht geht, daß vom frühen Morgen an bis zum späten Abend gearbeitet wird.

Andere Menschen meiden die Lykows nicht, sie freuen sich über jede Begegnung. Es ist ihnen sogar schon ein Bedürfnis, die Geologen ein- oder zweimal im Monat zu besuchen. Agafja unterhält sich gern mit den Frauen, die dort als Köchinnen arbeiten, und zusammen mit dem Vater ist sie auch nicht abgeneigt, hier und da mal ein bißchen fernzusehen. Karp Ossipowitsch, für den nach wie vor der Patriarch Nikon, der um 1650 lebte, der erste und schlimmste aller Feinde ist, verblüfft mich plötzlich mit der Frage: „Wenn ich das richtig verstehe, so beliebt es Amerika, Krieg zu wollen?" Wo Amerika ist, weiß er nicht, er versteht auch nicht, warum in der „Heiligen Schrift" von Israel die Rede ist, von Amerika aber kein Wort. „Sündig ist die Welt…", sagt der Greis. Man hat das Gefühl, daß er diese Sündigkeit als Begründung für sein einsiedlerisches Leben in der Taiga braucht.

„Karp Ossipowitsch, bedauern Sie nichts, sind Sie der Meinung, daß Sie Ihr Leben richtig gelebt haben?" – „Gott wird uns alle richten, Wassili Michailowitsch", weicht mein mitternächtlicher Gesprächspartner einer Antwort aus. – Während des letzten Jahres erhielten die Lykows Besuch von weither. Kasaner Studenten der Philologie zeichneten ihre Mundart auf und suchten und fanden in der Sprache Worte, nach denen anzunehmen ist, daß die Vorfahren der Lykows über einen nördlichen Hauptweg mongolider Stämme nach Sibirien gekommen sind. Ein Krasnojarsker Therapeut konnte mit den Lykows über ihre Gesundheit sprechen. „Sie ließen sich untersuchen", schreibt der Arzt. „Puls, Blutdruck und Zustand des Herzens sind bei beiden in den altersbedingten Grenzen normal." Es gelang, Agafja zu überreden, ihre Hand mit Stearin-Thermopackungen behandeln zu lassen. Freudig teilt sie Jerofej und mir mit, daß es geholfen hätte. Wirklich, dieses Jahr stöhnt sie nicht mehr vor Schmerzen.

Am stärksten aber prägte sich ihnen der Besuch einer gewissen Marina im Frühjahr dieses Jahres ein. Diese Frau mittleren Alters aus Alma-Ata, die sich bei den Geologen als entfernte Verwandte der Lykows ausgab, erschien hier „auf der Suche nach dem Glauben". Wie es zu erwarten war, wurden als erstes die Positionen geklärt: Wer ist wer? Solange es um Nikon und den „Antichristen" Peter den Ersten ging, verlief das Gespräch in Einmütigkeit. Dann aber versuchte jede der beiden Seiten zu beweisen, daß ihre Auslegung des Glaubens die richtige und einzig wahre sei. Der Streit gipfelte in gegenseitiger Beschimpfung, bis zur fanatischen Auseinandersetzung. Die Besucherin kreischte: „Verirrt habt ihr euch hier zwischen den Bergeskuppen!" – „Und du hast dich in der Tür geirrt, springst aus einem Glauben in den anderen!" Die Sache endete damit, daß Karp Ossipowitsch vom Ofen heruntersprang und mit dem Filzstiefel aufstampfte: „Hebe dich hinweg, Weib des Teufels!" Die Tür hinter sich zuschlagend, entfernte sich die Gottessucherin aus der Hütte – es war ihr nicht vergönnt gewesen, auch nur einen halben Tag zu bleiben. Seitdem lebten die Lykows mit dem Gefühl eines großen Sieges. „Der Dumme wallfahrtet der Dummheit" resümiert Karp Ossipowitsch den Bericht über dieses Ereignis. „Im Geiste nicht gefestigt!" sagt Agafja.

Am nächsten Tag kommt Karp Ossipowitsch noch einmal auf den berühmten Streit zu sprechen. „Ein sehr ernster Streit", schmunzeln Jerofej und ich. „Warum polemisieren Sie nicht auch mit uns? Wir glauben ja gar nicht an Gott." – „Ihr seid gute Menschen und versteht, daß man einen alten Mann nicht zum Streit verführen soll…"

Ein silberglänzendes Flugzeug zieht hoch über der Taiga seine Bahn. Karp Ossipowitsch läßt sich von der Sonne wärmen. Dieser Mensch ist im neunten Lebensjahrzehnt.

Heute hat er seinen Namenstag. Agafja bäckt eine Möhrenpirogge zum Abendbrot und kocht ein Stück eingesalzenes Schweinefleisch vom Herbst des vergangenen Jahres. Am Abend dann, als Jerofej und ich es uns schon auf dem Stroh bequem gemacht haben, macht sich Agafja bei Kerzenschein daran, uns aus einem großen, schweren Buch vorzulesen, aus einem „nicht vom Nikonianertum verdorbenen Buch". Aus dem Singsang des Vorlesens können Jerofej und ich nur ab und an einmal einzelne Sätze erfassen. Karp Ossipowitsch aber stimmt all dem eifrig zu: „Ja, ja, so so." – „… Und nicht entweihen sollst du das Ehelager…", singt Agafja. – „Was ist denn das: Entweihung des Ehelagers?" fragt Jerofej vom Fußboden aus, ganz den Unwissenden vortäuschend. „Das ist, wenn der Mann in Begierde eine sündige Liebeshingabe mit anderen vollzieht. Oder so die Frau…", erklärt Agafja gewissenhaft. „Es ist schon spät, lösch lieber die Kerze", sagt Jerofej.

Am nächsten Morgen begleiten uns die Lykows. Sich auf ihre Wanderstöcke stützend, steigen sie mit uns zusammen hinauf bis zum Paß auf dem Berggipfel. „Ihr seid für uns so etwas wie Verwandte", sagt der alte Mann. Jerofej erwidert schmunzelnd: „Alle Menschen sind einander verwandt, Karp Ossipowitsch." Wir nehmen Abschied.

Vom Flusse her ertönt ein Schuß. Das verabredete Zeichen: Das Boot ist da, wir werden erwartet. –

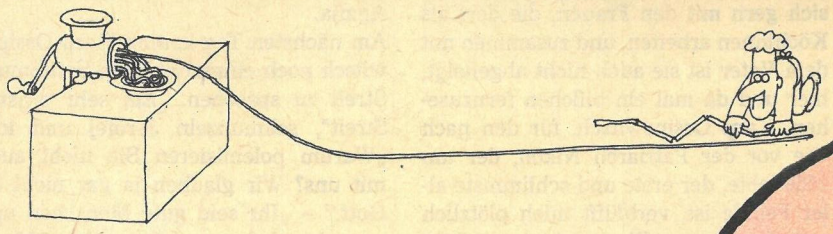
Ein Brief Jerofejs, datiert vom August dieses Jahres: „… Ich war bei den Lykows. Bei ihnen halten sich wieder drei Philologen aus Kasan auf, die sich für ihr Leben und ihre Mundart interessieren. Sie helfen den beiden Alten, transportieren Sachen und reparieren das Dach. Die Ziegen haben sich vollständig eingelebt! Die Lykows werden nicht müde, die Milch zu loben. Mich haben sie sogar mit Smetana bewirtet… Zur Zeit leben sie in beiden Häusern, eine Woche oben, eine unten… Die Ziegen nehmen sie immer mit, aber die bleiben ohnehin immer dicht in ihrer Nähe. Das mag auch an dem Bären liegen, der sich sehr interessiert zeigt! Er folgt manchmal den Spuren der Menschen, oder er erklettert den Berg und schaut aufmerksam herab. Dann verschreckt ihn Agafja durch Schreien, Karp Ossipowitsch schlägt das Eisen… Ich soll Ihnen die Verehrung beider übermitteln."

(Gekürzt aus „Komsomolskaja Prawda")

Aus dem Russischen von Swetlana Bremser

Beleibtheit wird einem Helden nie verziehen. Nikolai Gogol

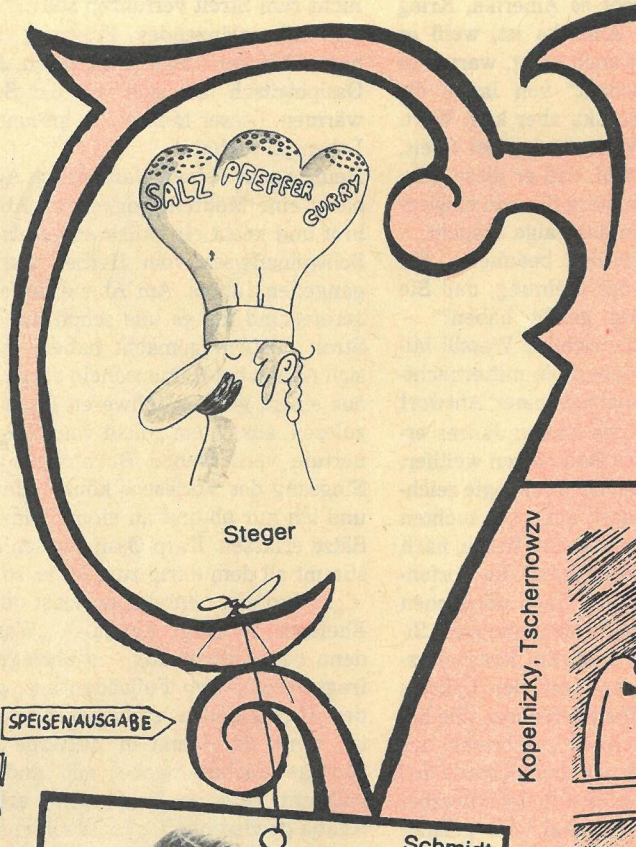
Schönste an ihm ist sein Rücken. Rassul Gamsatow



Nekrassow, Moskau

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Wer trinket ohne Durst und ißt ohne Hunger, stirbt desto junger.
Wartburgspruch



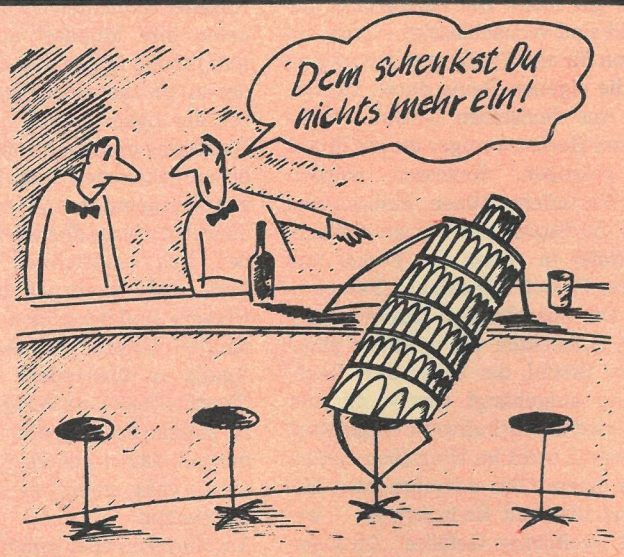
Steger

W. Tubelskaja

Ewige Jugend

Ich weiß, daß ich eine gute Figur habe. Und mein Teint, der jugendliche Glanz meiner Augen sind das Ergebnis strenger Diät und Abhärtung. Meine Diät sieht vor, mit nüchternem Magen vor dem Frühstück zwecks Erhaltung der Frische und des Tonus barfuß spazieren zu gehen. Ich drehe eine Runde um den Hof und beginne unverzüglich mit der Diät: trinke ein Glas eines Gebräus aus Sumpfschachtelhalm, den ich bei Morgengrauen gepflückt habe, und nehme einen Löffel Meerrettich zu mir. In der Diätfibel heißt es, daß man das Frühstück auch weglassen kann: Am Morgen ist der Organismus ohnehin voller Kraft. Früher habe ich all dem keine Beachtung geschenkt. Ich verschlang Gebäck, kaute in abscheulicher Weise Bonbons, ging zum Abendessen in Restaurants. Während der Mittagspause ging ich nicht in die Kantine und ernährte mich von schädlichen Butterbroten und Kaffee, aber heute muß ich laut Instruktion gedämpftes Gemüse essen. Zu meinem Erstaunen war es auf dem Speisezettel der Betriebsküche nicht zu finden. Also aß ich zu Mittag nichts. Ringsherum verschlangen die Selbstmörder Fleisch mit Kartoffelpüree. Sie lachten sorg-

Kopelnizky, Tschernowzv



Bogorad, Leningrad

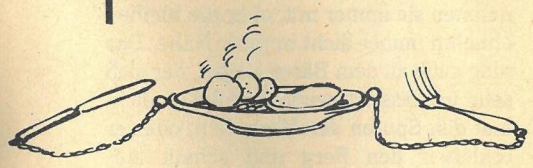
Schmidt

Gut plaziert!

Steger

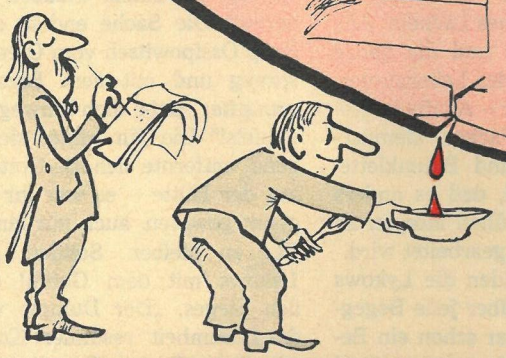
„Und Sie behaupten also, die Suppe sei kalt!"

Lothar Otto



Der Gast ist von allen Seiten schön, doch das

Ein Tierfreund
Mein Nachbar, der Schauspieler Stern,
der hat alle Hühner gern.
Am liebsten, gesteht er voll Witz,
hat er das Getier mit Pommes frites!
J. Conrad



Ob Tag, ob Nacht – klopft, Gäste an mein

Der Magen eines gebildeten Menschen hat die besten Eigenschaften eines edlen Herzens:

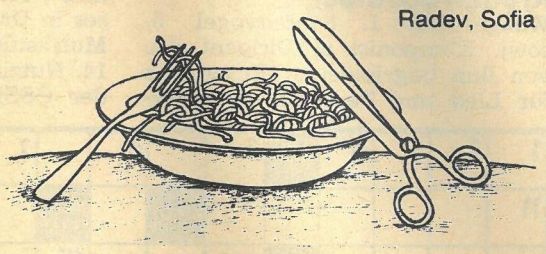
Dein Magen ist kein

Vergnügungslokal, sondern eine Kraftzentrale.

Friedrich Wolf

Wochenspruch

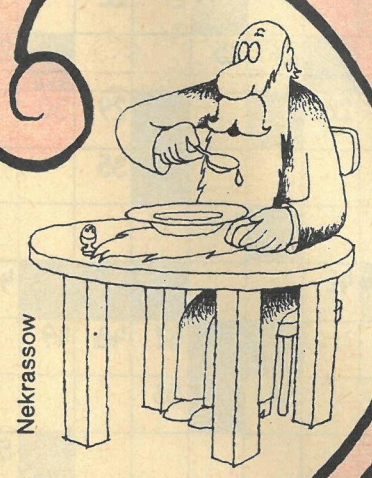
Tu kein Salz in fremdes Essen. bulgarisch



Radev, Sofia

los. Mein Vorgesetzter aß auch. Vielleicht wird er mich besser behandeln, wenn ich ihn vor dem Untergang rette?
„Guten Appetit", lächelte ich, „ich möchte Sie vor einer Gefahr warnen." – „Kommen Sie nach der Mittagspause zu mir." – „Nach der Pause wird es bereits zu spät sein."
„Dann reden Sie schon, Putschkina!"
„Essen Sie keine Kohlehydrate und Fette, ich beschwöre Sie." Ich war offenbar sehr erregt. Mein Vorgesetzter verschwamm vor meinen Augen. Ich kam erst in unserer Abteilung wieder zu mir, und man schickte mich nach Hause. Dort aß ich zu Abend ein in ein rohes Kohlblatt eingewickeltes Stück Käse, und mir kam der Gedanke, der mir nach einem ausreichenden Abendessen niemals gekommen wäre: Wenn ich weiterhin arbeite, wird mir keine Zeit mehr bleiben, weder für lange Spaziergänge, noch für die Aufgabe, einen Kürbis auf der Reibe vorzubereiten.
Also gab ich die Arbeit auf. Jetzt betreibe ich die Diät professionell. Ich habe schon eine Gruppe von Schülern, die unter meiner Aufsicht an Gewicht verliert.

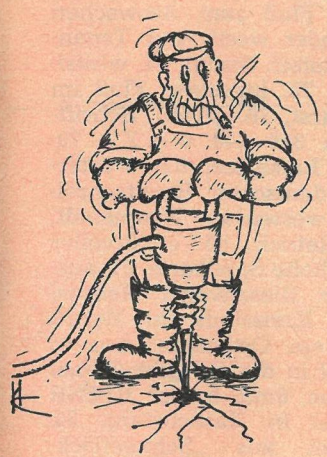
Aus „Literaturnaja gaseta" übersetzt von F. Pietzonka



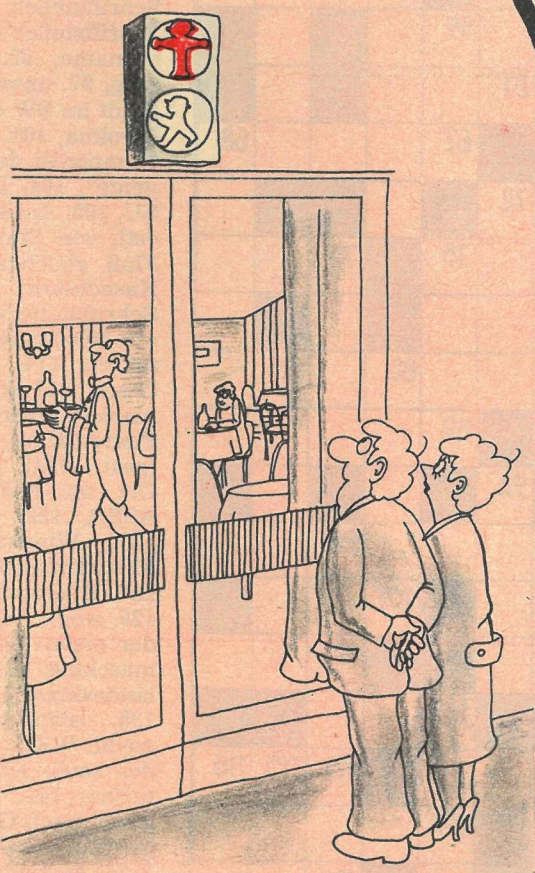
Nekrassow

Seine Rede ist wie ein phantastisch zusammengestellter Nachtisch.

William Shakespeare



Surowzew, Woronesh



Steger

Lemechow, Perm

Tor, Solch Klopfen ist Musik in meinem Ohr.
Rassul Gamsatow

Wir trinken auf die Gesundheit anderer und verderben unsere eigene.

Jerome K. Jerome

Restaurants sind Gelegenheiten, wo Wirte grüßen, Gäste bestellen und Kellner essen.

Karl Kraus

Delikato, der Feinschneck von Lippok

Im Essen bist du schnell,
im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund,
und nimm zum Gehn das Maul.

Lessing

Fünf Köpfe bringen einen guten Salat zustande:
Ein Geizhals, der den Essig träufelt,
ein Verschwender, der das Öl gibt,
ein Weiser, der die Kräuter sammelt,
ein Narr, der sie durcheinanderrüttelt,
ein Künstler, der den Salat serviert.

Brillat-Savarin

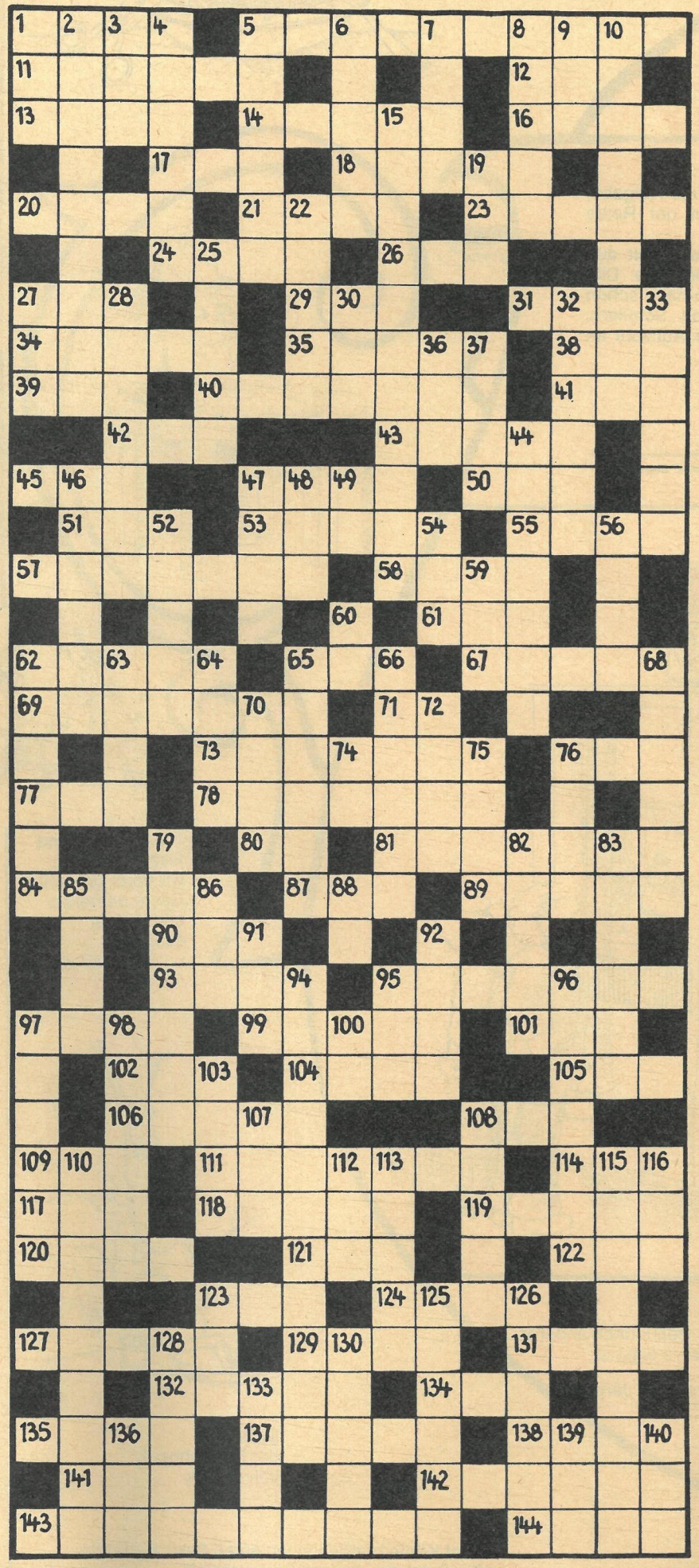
Sensibilität und Dankbarkeit. Alexander Puschkin

Essen ist das zweitbeste. Rolf Hochhuth

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Schreitvogel, 5. sowj. Komponist u. Dirigent des von ihm begründeten „Ensembles für Lied und Tanz der Sowjetarmee“, 11. Architekt des Opernhauses in Dresden, 12. Gefrorenes, 13. Musikstück für drei Instrumente, 14. Nutzinsekt, 16. Schlagersänger der ČSSR, 17. Wendekommando, 18. hartschalige Früchte, 20. landwirtschaftl. Gerät, 21. rumän. Maler (gest. 1958), 23. negativ geladenes Elementarteilchen, 24. Einkaufsbehältnis, 26. Trinkstube, 27. Männername, 29. austral. Laufvogel, 31. Titelgestalt einer Gershwin-Oper, 34. griech. Göttinnen der Jahreszeiten, 35. Wundmal, 38. Wintersportgerät, 39. Mädchenname, 40. Pflanzenstiel, 41. Hochwasserwelle, 42. Satz zusammengehör. Gegenstände, 43. Vertiefung, Nut, 45. Abk. für Drehkolbenmotor, 47. staatl. sowj. Verwaltungseinheit, 50. unbestimmter Artikel, 51. Begriff bei Feldballspielen, 53. Ort im SW der Baschkirischen ASSR, 55. dreiatomiger Sauerstoff, 57. Saale-Nebenfluß, 58. Bergkammlinie, 61. griech. Buchstabe, 62. svw. steif, unbeweglich, 65. Drehpunkt, 67. französ. Physiker (1786–1853), 69. französ. Münzeinheit, 71. sowj. Flugzeugtyp, 73. Bewohner eines österr. Bundeslandes, 76. Zitatensammlung, 77. Schiefer, Fels, 78. Kraftmaschine, 80. Umstandswort, 81. Ort nordöstl. von Houston (im USA-Staat Louisiana), 84. norweg. Komponist (gest. 1907), 87. Kap im SW Vietnams, 89, svw. Schriftsteller, Verfasser, 90. poln. Schriftsteller des 19. Jh., 93. Männername, 95. überlieferte Erzählung, 97. untere Gesichtspartie, 99. Stadt im SW des USA-Staates Südkarolina, 101. griechisch: neu, 102. Komponist der Oper „Die Zaubergeige“, 104. Halbinsel im NW der SU, 105. Antilopenart, 106. Ort südöstl. von Stawropol, 108. Ort und Fluß gleichen Namens im nördl. Kasachstan, 109. internationaler Schriftstellerverband (Abk.), 111. in der DDR entwickeltes Nähwirkverfahren, 114. japan. Heiligtum bei Osaka, 117. schwed. Fluß zum Bottnischen Meerbusen, 118. Seebad in Florida/USA, 119. engl. Komponist (gest. 1934), 120. Flachsabfall, 121. Ort im NW der Udmurtischen ASSR, 122. poln. Mädchenname, 123. Windschatten, 124. bayr. Künstlerfamilie des 17. und 18. Jh., 127. Kreisstadt im Bezirk Dresden, 129. engl. Ingenieur und Erfinder der ersten betriebsfähigen Dampfmaschine, 131. Mediziner, 132. Geländeskizze, 134. Maas-Nebenfluß, 135. isländisch: Erzählung, 137. weibl. Wildschwein, 138. Vorname des sowj. Komponisten Chatschaturjan, 141. Maß der Beschleunigung (nach Galilei), 142. Kama-Nebenfluß bei Ufa, 143. in Schlangenlinie ansteigender Bergweg, 144. Bezeichnung für gleich, einerlei.

Senkrecht: 1. Erfüllungsstand, 2. sowj. Kosmonaut, 3. ein Waschpulver, 4. der ungeschlechtl. Vermehrung dienende Keimzellen, 5. zweckgerichtete Tätigkeit, 6. Flachland, 7. altgriech. Kriegsgott, 8. Fechtwaffe, 9. spanisch: Fluß, 10. sowj. Schriftsteller („Wie der Stahl gehärtet wurde“), 15. Rennstrecke (Autorennen) in der Hohen Eifel/BRD, 19. Ort südwestl. von Kirowabad/Aserbaidshan, 22. Auftritt; heftiger Wortwechsel, 25. Männername, 27. Zeitmesser, 28. niederländ. Humanist des 15./16. Jh., 30. engl. Insel, 32. konzentrierte Lösung, 33. Wortteile, 36. türk. Beamtentitel, 37. altes Längenmaß, 44. schweizer.-französ. Maler des 18. Jh., 46. Wassersportler, 47. Gefäß, 48. Hinweis, 49. sowj. Flugzeugtyp, 52. Rennbeginn, 54. europ. Inselbewohner, 56. russ. Männername, 59. ein Scheuerpulver, 60. oberital. Fluß, 62. Hieb, Stoß, 63. Mädchenname (Kosef.), 64. Ausflug zu Pferd, 65. Plattform (z. B. in Straßenbahnen), 66. weltbekanntes Bühnenstück des ungar. Dramatikers Ferenc Molnár, 68. Halbesel Vorderasiens, 70. Fluß zum Asowschen Meer (mündet westl. von Taganrog), 72. ostsibir. Strom, 74. westsibir. Strom, 75. jugoslaw. Fluß im Krainer Karst, 76. griech. Schriftsteller (um 315–240 v. u. Z.), 79. Fluß zum Baikalsee, 82. Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung, 83. westeurop. Hauptstadt, 85. svw. Rettich, 86. effektvoller Einfall, 88. hohe Spielkarte, 91. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 92. Kreisstadt im Bezirk Gera, 94. ein Ortsname, den es zwanzigmal in der SU gibt (11mal i. d. Ukraine, 8mal in der RSFSR und einmal in Kasachstan), 95. Operngestalt aus „Schneeflöckchen“, 96. leichtes Hausgewand (französ.), 97. sowj. Schachweltmeister, 98. Teil eines Bruches, 100. Niederschlag beim Boxen, 103. seemännisch: Horizont, 107. Schiffsanlegestelle, 108. islam. Gelehrter, 110. Einsiedelei, 112. südamerikan. Mädchenname, 113. svw. Seeräuber, 115. sowj. Kosmonautin, 116. Nebenfluß des Arno, 123. Langarmaffe, 125. schräg liegende Stütze (z. B. in Fachwerkwänden), 126. kaukas. Rothirsche, 128. indianisches Siegeszeichen, 130. japan. Verwaltungsbezirk auf Honsho, 133. Gegensatz zu unten, 136. svw. fertiggekocht. 139. ein Musikstil des Jazz, 140. Zeichen.



Schach

Streng logisch

Die folgende Partie entstammt dem am stärksten besetzten Frauenschachturnier der Schachgeschichte, das in diesem Jahr in Tbilissi ausgetragen wurde und die FIDE-Kategorie 16 aufwies. „Die Partie erwies sich als überaus wichtig in sportlicher Beziehung“, schrieb die spätere Turniersiegerin Exweltmeisterin Nona Gaprindaschwili in ihren Anmerkungen. „Meine Rivalin kämpfte zu diesem Zeitpunkt um einen Medaillenplatz. Sie finden in dieser Partie keine Kombinationseffekte, sie verläuft in streng logischen, positionellen Bahnen…“

DAMENGAMBIT,
N. Gaprindaschwili (UdSSR) –
J. Achmylowskaja (UdSSR)

Tbilissi '84: **1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sf3 Sf6 4. Sc3 Le7 5. Lg5 h6 6. Lh4 0–0 7. e3 b6 8. Db3** (dieser Plan ist der

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

10. Partie Kortschnoi-Kasparow, London '84, entlehnt) **8. ...Lb7 9. L:f6 L:f6 10. cd ed 11. Td1 Te8 12.** a3 c6 13. Ld3 Sd7 14. 0–0 Sf8 15. Lb1 Dc7 16. Tfe1 Tad8 17. La2 g6 18. Dc2 **Se6 19. b4 Lg7 20. Db3** (der Plan von Weiß ist Druck am Damenflügel, während Schwarz ständig mit b4-b5 und e3-e4 rechnen muß) **20. ...Te7 21. Tc1 Dd6 22. Ted1 Ted7 23. Da4 Db8 24. Db3 Dd6 25. Db1 Sg5 26. Se1 h5?! 27. f4!? Se4 28. Sf3 S:c3 29. T:c3 De6 30. Se5! L:e5 31. fe f5** (hier schwankte ich etwas: e. p. nehmen oder 23. e4!?) **32. ef D:f6 33. e4 Kg7 34. Tf3 Dh4 35. e5 Tf7 36. T:f7+ K:f7 37. Dd3 Lc8 38. Dc3 Dg4 39. Tf1+ Kg7 40. h3 Dh4 41. Lb1 Ld7 42. Tf6** (impulsive Entscheidung; stärker und einfacher war sofortiges 42. De3 mit weiterem Tf1-f4) **42. ...Le8 43. De3! c5 44. Tf4 cd 45. D:d4 De7 46. La2 Kh7 47. Tf6 Lf7 48. Df4 Kg7 49. Dg5** Der Ring schließt sich) **49. ...Te8 50. L:d5! Schwarz gab auf.**

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

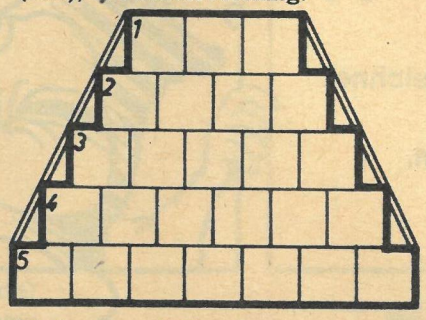
Geld – Eger – Gras – Rute – Egel – Seil

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine staatliche sowjetische Verwaltungseinheit.

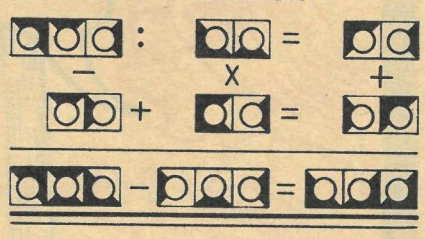
Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – zu verwenden:

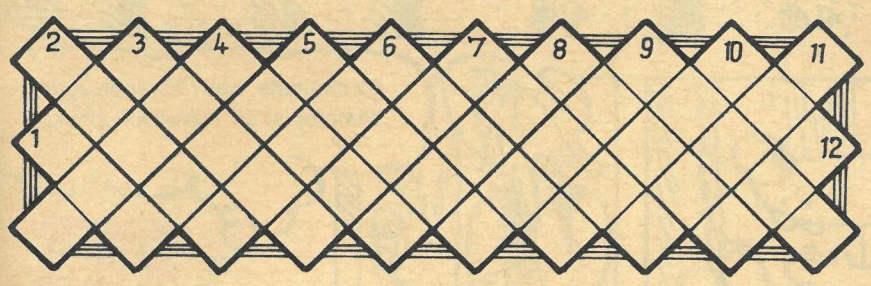
1. poln. Ostsee-Küstenfluß, 2. Akkergrenze, 3. Fußpunkt des Himmels, 4. jugoslaw. Währungseinheit (Mz.), 5. Fenstervorhang.



Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Schräge Reihen

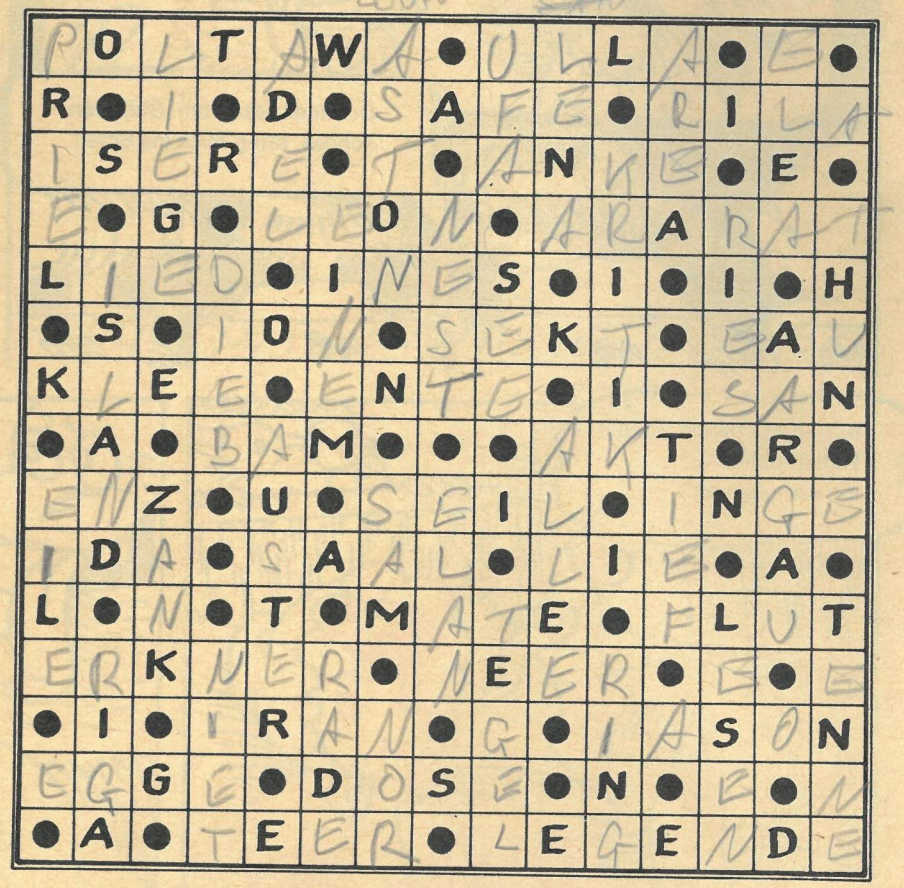
Von der Zahl nach rechts unten: 1. dichterisch: Adler, 2. feinfädiges Baumwollgewebe, 3. französ. Maler (gest. 1883), 4. Vorsteher einer Fakultät, 5. Stadt in der ČSSR, 6. Lichtwellenverstärker, 7. Hauptstern im Sternbild Orion, 8. deutscher Bildhauer (gest. 1911), 9. Grünfläche, 10. ein Langarmaffe.

Von der Zahl nach links unten: 3. Mädchenname, 4. griech. Sagengestalt, Mutter des Perseus, 5. männl. Stimmlage, 6. Bettuch, 7. Hauptstadt Marokkos, 8. nordamerikan. Büffel, 9. deutscher Komponist (gest. 1916), 10. Vorratsraum, 11. Nasenlaut, 12. lateinisch: Sache, Ding.

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Berg i. d. Türkei, 2. Ruhemöbel, 3. Futterpflanze, 4. Stadt i. d. Ukrainischen SSR, 5. Rhône-Nebenfluß, 6. Neckar-Nebenfluß, 7. großer Raum, 8. engl. Physiker, Nobelpreisträger (gest. 1945), 9. Stahlfach, 10. altgriech. Philosphenschule, 11. schmaler Wasserlauf im Watt, 12. Verbindungsbolzen, 13. eßbare Meeresmuschel, 14. Kohleprodukt, 15. unredlicher Mensch, 16. Mädchenname (Kurzf.), 17. Baikal-Amur-Magistrale (Abk.), 18. Elementarteilchen, 19. Hauptstadt der Lettischen SSR, 20. Vogelbau, 21. eine Endstation der S-Bahn, 22. Komponist der Oper „Dantons Tod", 23. Schaumwein, 24. Staat in Vorderasien, 25. Behältnis, 26. Fingerschmuck, 27. südamerikan. Tee, 28. Binnengewässer, 29. span. Mädchenname, 30. vertontes Gedicht, 31. Inselstaat im Nordatlantik, 32. Hast, 33. landwirtschaftl. Gerät, 34. Kurzform für Samuel, 35. Stahlplatte mit Versteifungen, 36. Feldblume, Ackerunkraut, 37. Zeichenerklärung auf Landkarten, 38. französisch: Wasser, 39. herrschende Klasse im Feudalismus, 40. ein Grundschulfach, 41. Dreschplatz, 42. Untiefe, 43. Baumstraße, 44. Abschnitt der Bühnenwerke, 45. Schwimmvogel, 46. nordschweizer. Kanton, 47. altes Papierzählmaß, 48. bulgarisches Gebirge, 49. Beurteilung; Beanstandung, 50. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 51. altgriech. Sagenheld (raubte das „Goldene Vlies"), 52. Mädchenname, 53. Schwung, 54. geologische Stufe d. Trias (Erdmittelalter), 55. Streit, Hader, 56. starke Schnur, 57. kalkreicher Ton, 58. ostsibir. Strom, 59. nordwestspan. Provinzhauptstadt, 60. Wisla-Nebenfluß, 61. meteorolog. Begriff, 62. Flächenmaß (spanisch), 63. Gebirge auf Kreta, 64. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 65 eine der Gezeiten, 66. mittelschweizer. Stadt a. d. Aare.



Auflösungen aus Heft 20/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Atze (3), Tamburin (83), Imitation (35), Samum (77), Medaillon (53), Moa (55), Eule (25), Leere (46), Ruslan (73), Are (5), Gis (43), Ataman (7), Armee (9), Norm (60), Lid (48), Apparat (11), Sindi (79), Ente (27), Ernest (29), Norden (63), Eden (31), Peene (72), Dentale (21), Ede (33), Leib (50), Riesa (75), Stimme (81), Sen (78), Ogi (68), irreal (38), Anina (16), Isar (41), Hai (44), Ostankino (70), Darre (23), Ankermast (14), Nachbarn (65), Tera (85).

Senkrecht: Amsel (1), Zimmermann (89), Emu (28), Tamarinde (82), Ate (8), Midas (51), Boa (18), Uni (87), Iglu (37), Imme (39), one (71), Lena (49), Olga (69), Ear (26), Ree (74), Uso (88), Lampen (47), At (10), Mir (56), Not (66), Alse (4), Elis (30), Rat (76), Aare (15), Aken (13), Irre (34), Deut (22), Nie (59), Teller (84), Oper (67), Delegierte (19), Newa (58), Dee (24), Nebelhorn (62), Des (20), Nei (57), Isa (36), Ion (42), sin. (80), TASS (86), Mira (52), Mr. (54), Erika (32), Aida (12), Arena (2), los (40), Atta (6), nah (61), KNB (45), Ner (64), Ast (17).

Magisches Quadrat: 1. Kiew, 2. Iasi, 3. Esel, 4. Wilhelm, 5. Erie, 6. Lier, 7. Meru.

Vom Kern zum Wort: 1. Schwalben, 2. Telemeter, 3. Operation, 4. Panamahut, 5. Petroleum, 6. Eremitage, 7. Läutewerk, 8. Stalaktit, 9. Aerologie, 10. Astrachan, 11. Tradition. – Stoppelsaat.

Füllrätsel: 1. Ulanowa, 2. Starter, 3. Ballade, 4. Einfuhr, 5. Kaliber, 6. Eritrea, 7. Narkose. – Usbeken.

Umstellrätsel: Lena, Epos, Oper, Nadel, Idol, Dreh, Eris, Nante. – Leoniden.

Raten und Rechnen:

5784	:	24	=	241
–		×		+
1059	+	137	=	1196
4725	–	3288	=	1437

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 9) aus Heft 18/1984

Waagerecht: 1. Hausen, 5. Sawizkaja, 12. BAM, 13. Ibba, 15. Lel, 16. Orco, 18. Iatrik, 20. Elen, 22. Halfter, 24. Ob, 26. Isère, 28. Alen, 30. aero, 31. Tor, 34. Ugab, 37. Etappe, 39. Genre, 41. Ameise, 42. Etage, 45. Ofen, 47. Ist, 49. AG, 50. Hirse, 51. Ear, 53. Romane, 56. Alès, 58. Edel, 60. Rita, 61. Ernte, 62. Elton, 64. Señora, 66. Amati, 69. Ilja, 71. Usla, 72. Oleg, 74. Sinn, 76. Erebus, 79. est, 80. Gabor, 81. Ar, 83. Inn, 85. Leon, 87. Sodom, 89. Kalmus, 91. Eisen, 94. Nazaré, 96. Elan, 98. Eni, 99. Orsk, 100. Ainu, 102. Amado, 105. As, 107. Visavis, 108. Usti, 110. Sonett, 112. Tete, 115. Isel, 116. Kim, 118. anno, 119. Tapeten, 120. Jaroslawl, 121. Winter, 122. Rene.

Senkrecht: 1. Hai, 2. Amara, 3. Sari, 4. Nike, 5. Sal, 6. IL, 7. Zehe, 8. Klang, 9. Jofan, 10. Arterien, 11. Koro, 14. Beet, 17. Ceres, 19. Isla, 21. Napf, 23. Eta, 25. Bushel, 27. Re, 29. leer, 32. Oma, 33. Rega, 35. Geist, 36. Besen, 38. Portal, 40. Eva, 43. Ted, 44. Gilels, 46. Norm, 48. Tiere, 51. Ero, 52. Airolo, 54. Nein, 55. Trini, 57. Lear, 59. Essenz, 63. Omul, 65. Nat, 66. Agame 67. Asoka, 68. Tirana, 70. Jenissej, 73. Ego, 75. Name, 77. Ehe, 78. Senn, 82. Run, 84. Neris, 86. OAUU, 87. Sem, 88. Dido, 90. Sirene, 92. Skala, 93. Naiko, 95. Rain, 97. Latte, 99. Ovid, 101. Isis, 103. Asow, 104. Onon, 106. Ster, 109. Tal, 111. Tar, 113. Été, 114. Ten, 117. ML. –

Lösungswörter: Sowjetunion – Bulgarien.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Elfriede Przikalla	1422 Hennigsdorf
2. Preis:	75,– M	H. Böttner	6325 Ilmenau
3. Preis:	50,– M	Marie Luise Harzig	5800 Gotha
4. Preis	25,– M	Martin Spalteholz	8712 Eibau

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

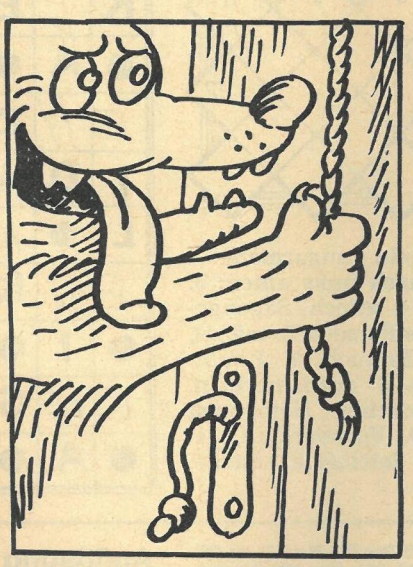
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

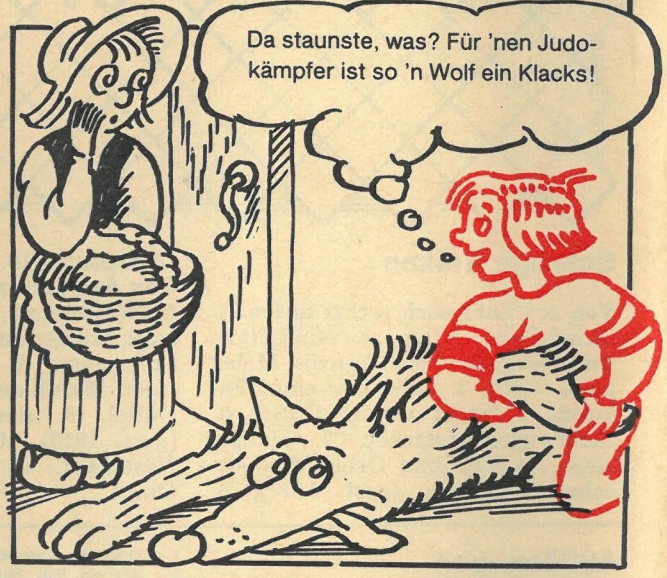
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

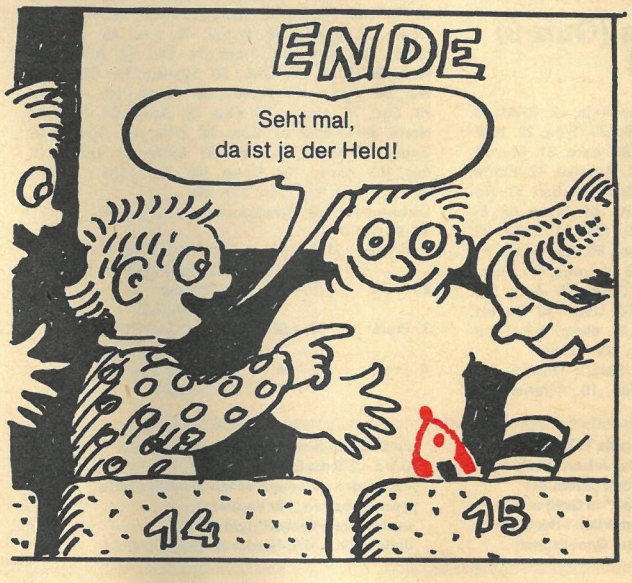
Der Zauberstift

11

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau







Der unredliche Mulla

Ein Bauer schickte seine Tochter zum Mulla in den Unterricht. Der Mulla aber verliebte sich in seine Schülerin, machte ihr den Hof und glaubte nicht mehr an Gott.
Das Mädchen kam nach Hause und sagte zu ihrem Vater:
„Ich gehe nicht mehr zu dem Mulla in den Unterricht."
Der Bauer rief seine Frau.
„Du bist die Mutter und mußt deine Tochter dazu bringen, daß sie weiterlernt", sagte er und ging.
Die Mutter redete ihrer Tochter gut zu, aber sie weigerte sich. Als der Vater wieder nach Hause kam, fragte er:
„Ist die Tochter zum Mulla gegangen?"
„Nein, sie trotzt", antwortete die Mutter.
Der Vater konnte sich denken, was der Grund war, und überlegte nun, wie er die Tochter für ihren Ungehorsam strafen und wie er es dem Mulla heimzahlen könne. Ihn aufhängen? Oder vielleicht so tun, als wäre nichts geschehen?
Die Frau erriet seine Gedanken und sprach:
„Bisher habe ich dich immer geachtet, und so soll es bleiben. Nagle die Tochter in eine Kiste, trage sie zum Fluß und wirf sie in die Strömung, wir wollen annehmen, daß unsere Tochter gestorben ist."
Der Vater steckte seine Tochter in eine Kiste, die er in den Fluß warf.
Der Mulla sah, was der Vater mit seiner Tochter machte, und baute sich eine Hütte am Fluß. Darin wohnte er nun und hielt Ausschau nach dem Mädchen.
Die Kiste schwamm lange auf dem Fluß, bis sie im Nachbarland ans Ufer trieb. Eines Tages ging der Sohn des Zaren auf die Jagd und fand die Kiste. Er zog sie aus dem Wasser und trug sie nach Hause. Hier öffnete er sie und fand darin das schlafende schöne Mädchen. Er weckte sie, half ihr aus der Kiste und fragte:
„Sag mir, Mädchen, was ist mit dir geschehen?"
Sie erzählte ihm alles und sprach:
„Das Schicksal selbst hat mich zu dir geführt, Zarewitsch. Mach mit mir, was du willst."
„Ich will dich heiraten", antwortete der Zarewitsch.
„Wenn du mich heiraten willst", sprach das Mädchen, „so mußt du mir eine Bitte erfüllen."
„Sage mir deine Wünsche, ich will alles tun", antwortete der Zarewitsch.
„Nimm zwei Bären und sperre sie in die Kiste, in der ich gelegen habe. Dann trägst du sie möglichst weit stromaufwärts und wirfst sie in die Strömung."
Der Zarewitsch tat, worum ihn das Mädchen gebeten hatte. Die Kiste schwamm stromabwärts und trieb ans Ufer, wo der Mulla wohnte.
Der Mulla sah die Kiste und sagte zum Fischer:
„Hole die Kiste aus dem Wasser und bringe sie in meine Hütte, ich will es dir reichlich lohnen."
Der Fischer zog die Kiste aus dem Fluß und brachte sie dem Mulla.
Der Mulla freute sich, zog die Kiste in die Hütte, schloß die Tür und öffnete den Deckel. Die hungrigen Bären sprangen heraus, rissen den Mulla in Stücke und fraßen ihn auf.
So rächte sich das Mädchen an dem unredlichen Mulla.

Die drei wundersamen Geschenke

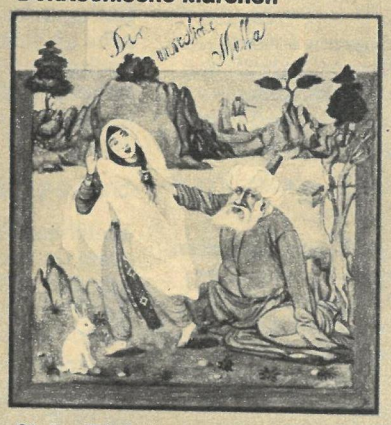
Es waren einmal zwei Brüder. Der eine hatte drei Söhne, der andere eine Tochter.
Eines Tages starb der eine Bruder. Seine Söhne gingen zu ihrem Onkel und sagten:
„Onkel, gib uns deine Tochter. Wir möchten sie zur Frau nehmen."
„Ich habe nur eine Tochter, und ihr seid drei", sagte der Onkel, „wem von euch soll ich sie geben? Hier habt ihr dreihundert Rupien, teilt sie unter euch auf und treibt Handel. Meine Tochter soll der von euch bekommen, der den größten Erfolg hat."
Die Brüder nahmen das Geld und kauften Waren. Der eine kaufte für hundert Rupien eine Glasperle, der zweite einen fliegenden Teppich, der dritte aber einen Spiegel.
Eines Tages kamen die Brüder zusammen und fragten einander nach ihren Geschäften. Zuerst sollte der mittlere Bruder erzählen, warum er den fliegenden Teppich gekauft habe.
„Ich will es euch sagen", antwortete er. „Wenn man sich darauf setzt, bringt er einen im Nu zu jedem gewünschten Ziel." Dann befragten sie den Ältesten, wozu er die Glasperle brauche.
„Ich will es euch sagen", antwortete er. „Wenn man die Glasperle in Wasser wäscht und dieses Wasser dann einem Verstorbenen in den Mund flößt, wird er wieder lebendig."
Schließlich fragten sie den Jüngsten, wozu er den Spiegel gekauft habe.
„Ich will es euch sagen", antwortete er. „Wenn man wissen will, was irgendwo weit weg geschieht, muß man in den Spiegel schauen, und man sieht alles. Auch was daheim geschieht, ist in diesem Spiegel zu sehen."
Bei diesen Worten warf er einen Blick in den Spiegel und rief plötzlich:
„Während wir unsere Waren eingekauft haben, ist die Tochter unseres Onkels gestorben. Da liegt sie nun und ist tot. Gerade soll sie beerdigt werden."
Die Brüder sprangen auf und setzten sich auf den fliegenden Teppich, der sie im Nu nach Hause trug. Sie nahmen die Glasperle, wuschen sie in Wasser und flößten dieses Wasser dem toten Mädchen in den Mund. Sogleich ward sie wieder lebendig. Die Brüder gingen zu ihrem Onkel und sagten:
„Gib uns jetzt deine Tochter."
„Geht zum Zaren", antwortete ihnen der Onkel, „möge er entscheiden, welchem von euch ich sie geben soll."
Die Brüder gingen zum Zaren.
„Laut Gesetz soll das Mädchen dem gehören, der sie im Spiegel gesehen hat. Er hat sie ja in jenem letzten Moment gesehen, als die Frauen ihren Körper wuschen", entschied der Zar. So wurde dann das Mädchen die Frau des Bruders, der sie im Spiegel gesehen hatte.

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke
Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner.

Belutschische Märchen

Die Belutschen (Beludshen)

sind eine weitverbreitete Völkerschaft westiranischer Sprache; 19 000 Menschen [1]), die ihrer Nationalität nach Belutschen sind, leben in der Sowjetunion.



Siehe Rücktitel

In der Sowjetunion leben mehr als hundert Nationen und Völkerschaften. Sie bewohnen 15 Sozialistische Sowjetrepubliken, zu denen 20 Autonome Sozialistische Sowjetrepubliken (ASSR), 8 Autonome Gebiete (AG) und 10 Autonome Bezirke (AB) gehören. Insgesamt umfaßt die staatliche Gliederung der Sowjetunion 53 Territorien. Etwa 98 Prozent der Angehörigen sowjetischer Nationen und Völkerschaften bewohnen ein nach ihnen benanntes Territorium. Nur etwa zwei Prozent haben keine eigene nationale Staatlichkeit, weil ihre Bevölkerungszahl entweder zu klein ist oder sie zu verstreut leben.
Belutschen wohnen in Pakistan, in Indien, im Iran, in Afghanistan, in Oman, in der Sowjetunion. In Pakistan, wo fast zwei Millionen Belutschen leben, ist eine Provinz nach ihnen benannt: Belutschistan. Noch heute ist hier jeder fünfte Einwohner Nomade.
Die Belutschen der Sowjetunion leben vorrangig in der Turkmenischen SSR, im Maryi-Gebiet. Sie sind vor mehr als hundert Jahren hierher übergesiedelt und heute anerkannte Ackerbauern, Viehzüchter und – auch Agronomen, Zootechniker, Ingenieure, Ärzte, Lehrer... Ihre Lebensgewohnheiten haben sich verändert, ihre kulturellen Traditionen pflegen sie sorgsam bis auf den heutigen Tag. Und so erzählt man sich derzeit auch noch die uralten Märchen und Legenden. In der Sowjetunion beschäftigen sich Wissenschaftler seit 1932 intensiv mit dem Studium der belutschischen Sprache und Folklore.
Und damit auch ja kein Märchen in Vergessenheit gerät, veröffentlicht das Institut für Orientalistik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR regelmäßig Märchensammlungen auch der Belutschen, zu deren überkommener märchenhaft-schöner Festtagskleidung farbenprächtige seidene Pluderhosen gehören; besonders einfallsreich sind die gestickten Ornamente.

Gisela Reller

[1]) Diese Zahlenangabe bezieht sich auf die letzte Volkszählung von 1979.

Welch ein Wunder!

Ich bin Bulgarin und war sehr erstaunt, als ich auf der Karte zu dem Beitrag „Und dann gingen die Tore auf…“ (FW 18/84) sah, daß unsere Stara planina ihre Lage um 90 Grad verändert hat und ihr Kopf die Stadt Silistra berührt. Soweit ich weiß, liegt zwischen Donau und Stara planina die Donauebene, wo es überhaupt keine Berge gibt. Natürlich, im Neuen Testament steht schwarz auf weiß, daß der Glaube Berge versetzen kann. Da ich Atheistin bin, möchte ich gern von Ihnen erfahren, seit wann es dieses geographische Wunder gibt.

Kristina Duclos, Babelsberg

Ein Wunder war es schon. Allerdings nur, daß wir den Fehler auf der Karte übersehen haben.

Mensch und Wüste

Den Bericht über den Marsch durch die Karakum („500 Kilometer durch die Wüste“, FW 18/84) las ich mit besonderem Interesse, da ich schon von ähnlichen Expeditionen in Kasachstan, Usbekistan und Turkmenien gehört habe…

André Tydecks, Prora

Diese Expeditionen setzten sich immer wieder anders zusammen, nur der Chef war immer derselbe: der Arzt Nikolai Kondratenko, Dozent an der Kasachischen Hochschule für Körperkultur. Er betont, daß alle „Wanderungen“ weniger sportlichen als vielmehr wissenschaftlichen Zwecken dienen. „Schon an der Vorbereitung und Organisation der Expeditionen waren zahlreiche Forschungsinstitute der UdSSR beteiligt. Wie der menschliche Organismus unter äußerst schwierigen Lebensbedingungen reagiert, ist eines der wichtigsten Probleme. Wir erfüllten ein detailliertes Programm, das medizinisch-biologische, meteorologische und ökologische Untersuchungen umfaßte. Eine neue Expedition ist schon geplant: durch die Gobi der Mongolei.“

Sonderzeichen?

Welches sind die Sonderzeichen im tuwinischen Alphabet und welche kyrillischen Zeichen spricht man anders als im Russischen?

Peter Wagner, Oranienburg

Die Doppelvokale aa (= ā), ee (= ē), üü (= ǖ), yy (= ȳ) usw. sind als lange Vokale zu lesen; ch (= x) wie ch in Bach, hoch; ŋ wie ng in lang, Ring; ng wie ng in Languste, Ungar. – Die Zeichen ɵ, ʏ und ҥ im kyrillischen Alphabet entsprechen deutschen ö, ü, und ng (= ŋ). Gisela Reller

Achtung! Im nächsten Heft werden Auflösung und Gewinner des Völkerschafts-Preisrätsels zur Tuwinischen ASSR (FW 15/84) veröffentlicht.

Wunsch erfüllt

Nach Veröffentlichung unserer Märchenserie 1983 (Hefte 15/17/19/21/23/24) bekamen wir Post von Herbert Herber aus Lindenthal. Er bat uns, seinen Brief an unsere Märchenzeichnerin weiterzuleiten.

In seinem Brief stand: Sehr geehrte Frau Röder! In der FREIEN WELT habe ich Ihre lustigen Zeichnungen gesehen und mich sehr darüber gefreut. Ich bin Traktorist und nach Feierabend noch Ziegen- und Milchschafzüchter und Vorsitzender der entsprechenden VKSK-Sparte in unserem Kreis. Nun habe ich ein Anliegen. Wir wollen uns in unserer Sparte ein lustiges „Wappen“, „Emblem“ oder „Firmenzeichen“ zulegen und dazu den alten Bauernspruch „Die Ziege und das Schaf – ernähr'n ihren Herrn im Schlaf“ als Grundlage nehmen. Nun fehlt uns bloß jemand, der uns dazu eine lustige Zeichnung macht. Da Sie so gut Schafe zeichnen können, haben wir an Sie gedacht… – Gisela Röder erfüllte den Wunsch der Genossenschaftsbauern, das lustige Ergebnis sehen Sie links.

Die Märchen der Tschuwaschen, Tataren, Mordwinen, Mari, Baschkiren und Udmurten, aus denen wir einen Kalender bastelten, gefielen unseren Kindern sehr gut. Ich möchte gern, daß diese Serie fortgesetzt wird.

Ruth Götz, Sonneberg

In diesem Heft beginnen wir mit der Veröffentlichung des Märchenkalenders 1985, diesmal mit Zeichnungen von Klaus Ensikat.

Pferde

So war es richtig in Folge 7 „Pferde in der UdSSR“ (FW 19/84): der 35. Internationale Kongreß für Pferdezucht der sozialistischen Staaten fand Ende August in der Hauptstadt der DDR, Berlin, statt, das damit verbundene Vollblutmeeting übrigens auf der Rennbahn Dahlwitz-Hoppegarten. Es gewannen: 150 M Edeltraud Föhre, Wittenberg; 100 M Herbert Geipl, Zeitz; 50 M Erich Pilzecker, Dresden. Herzlichen Glückwunsch!

Preisfrage

Heft 21/84

Welche Künstlerin schuf 1921 für das „Komitee Künstlerhilfe“ das Plakat „Helft Rußland!“?

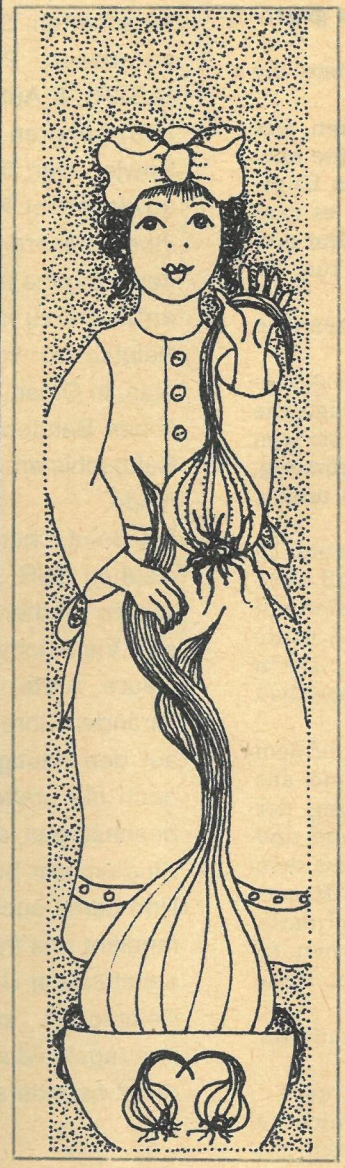
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes.

1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 23/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 24. Oktober 1984. Auflösung von Heft 19/84: Kolomna. Wir gratulieren Fritz Lissau aus Freital.

Redaktion: Elke Grahl; Fotos: Detlef Christel, Volker Hohlfeld, TASS/J. Schlej; Zeichnung: Gisela Röder

Hannes Schreiber · Küchenlexikon

Π wie Pochljobka



Zeichnung: Regine Röder

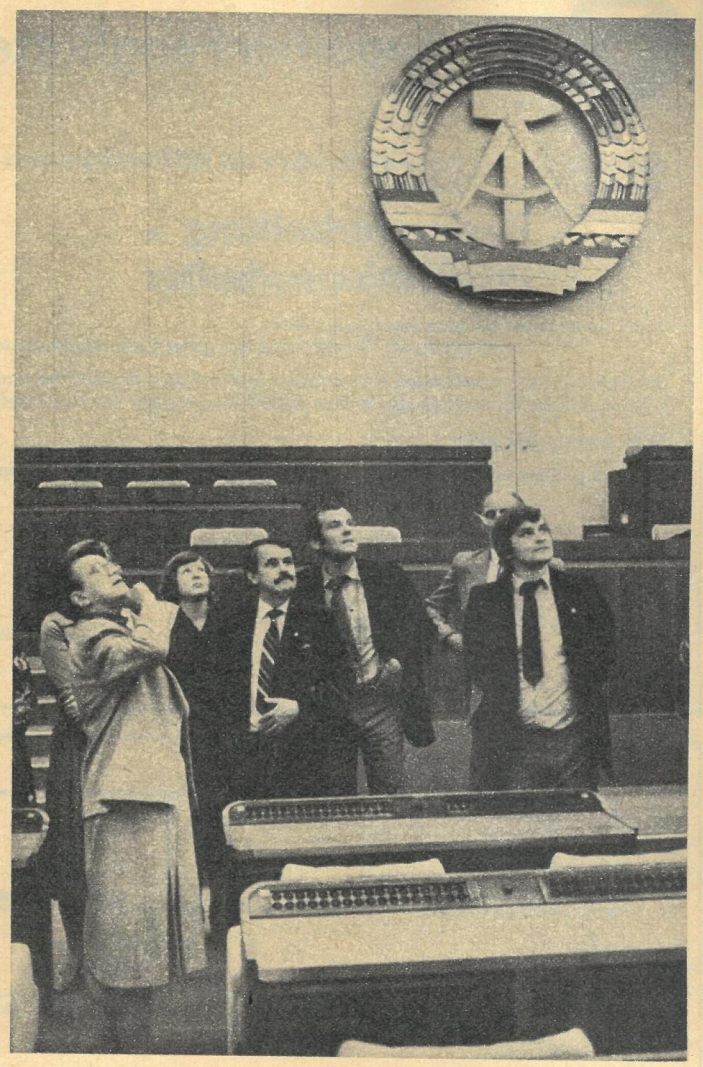
Die Küche ist ein ausgezeichnetes Sprachlabor, ein nasio-visuelles. Was die Sinne über Nase, Auge und Zunge richtig erfassen, das geht dann, zur Vokabel verwandelt, unverlierbar immer wieder über die Zunge. Pochljobka ist so ein Wort: Suppe, Brühe. Zwischen den Begriffen pochljebatj – löffeln, schlürfen – und pochlopatj – klopfen – ist es im Wörterbuch zu finden. „Pochljobki sind in der russischen Küche heiße Suppen aus starkem Gemüsesud.“ Das schreibt Professor W. Pochljobkin aus Moskau in dem jüngst beim Verlag für die Frau erschienenen Kochbuch „Nationale Küchen – die Kochkunst der sowjetischen Völker“. In dem 264 Seiten starken, reich illustrierten Leitfaden durch die Küchen vom Amur bis zur Wolga sind vier dieser Gemüsesuppen mit Rezept vorgestellt. „In der Pochljobka überwiegt immer eine Gemüsekomponente, nach der sie auch genannt wird: Zwiebel-, Kartoffel-, Steckrüben-, Linsen-Pochljobka usw.“, erläutert der Ernährungs-Professor, von dem im selben Verlag schon das exakteste Gewürzbüchlein erschien, das bisher bei uns zu haben ist. Zarte Gemüse mit charakteristischem Aroma, Zwiebeln und Würzkräuter wie Petersilie, Dill, Sellerie und Knoblauch sind für die Pochljobka die Zutaten. Die Kochzeit beträgt nur 20 bis 30 Minuten! Salz ist behutsam zu verwenden: bei Kartoffel-Pochljobka am Anfang der Kochzeit, bei Linsen nach dem Kochen und bei den anderen Pochljobki während der heißen Phase. Jede Pochljobka hat ihre Farbe, alle sind klar. Fett und Butter sind bei der Zubereitung nicht gestattet. Auch die mancherorts übliche Zugabe von Smetana (saure Sahne) oder Sliwki (süße Sahne) verändert das unvergleichliche Aroma.

Und so macht man Zwiebel-Pochljobka:

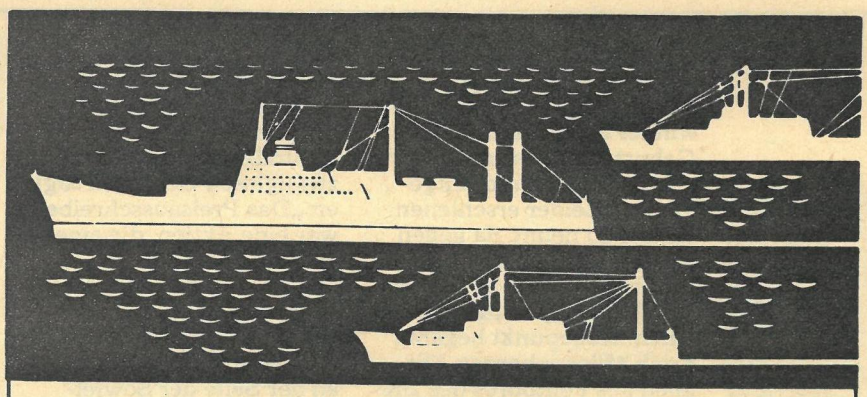
Eine Petersilienwurzel und eine Sellerieknolle in Scheiben schneiden und in 1 1/4 Liter siedendes Salzwasser geben. 20 bis 25 Minuten lang kochen lassen. Eine Stange Porree und fünf bis sechs Zwiebeln im Mixer pürieren, in die Suppe geben, bis sie eine grünliche Farbe annimmt. Ein paar Pfefferkörner hinzufügen und dann kleingehackten Dill einstreuen. Nach wenigen Minuten vom Herd nehmen, noch fünf Minuten zugedeckt ziehen lassen und mit schwarzem, ganz frischem Roggenbrot auf den Tisch bringen.

Die glücklichen Zehn

Der 21. September war ihr Tag. Sie kamen nach Berlin, die glücklichen zehn Gewinner der großen DDR-Geburtstags-Leseraktion „Nachgedacht und Mitgemacht“. Leider erschienen sie nur zu neunt, da gegen Krankheit niemand gefeit ist. Sie erwartete ein vollgestopfter Tag, der für alle mit einem Höhepunkt begann. Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, empfing sie zu einem Erfahrungsaustausch in Sachen Freundschaft. In diesem zwanglosen Gespräch sagte er: „Das Preisausschreiben war eine Aktion, die eine beachtliche Resonanz unter den Lesern gefunden hat. Einhellig kommt in allen Einsendungen der Wille zum Ausdruck, weiterhin an der Seite der Sowjetunion für die Sicherung des



Friedens, für den weiteren erfolgreichen Aufbau des Sozialismus und des Kommunismus einzutreten, dafür sein Bestes zu geben.“ – Leider reicht der Platz nicht aus, um all die Worte zu wiederholen, die bei dieser herzlichen Begegnung fielen. Woldemar Döring aus Karl-Marx-Stadt jedenfalls sprach allen aus dem Herzen, als er sagte: „Die deutsch-sowjetische Freundschaft ist die beste Lebensversicherung für unser Volk.“ – Was an diesem Tag noch geschah? Im Protokollstil seien genannt: Besuch der Volkskammer und Treffen mit Frau Raurin-Kutzner, Abgeordnete der CDU und Mitglied des Präsidiums der DSF; ein Besuch des Fernsehturms … Und zum Abschluß des Tages konnte jeder, der wollte, noch einen symbolischen Bock schießen:
in der Jagdklause am Alexanderplatz.



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 87/III/84

1. Preis **1 Reise für zwei Personen in die Sowjetunion**

2. Preis 1000 Mark
3. Preis 750 Mark
4. Preis 500 Mark
5. Preis 300 Mark

Außerdem 135 Gutscheine für Bücher nach Wahl
5 im Wert von je 200 Mark
10 im Wert von je 100 Mark
20 im Wert von je 50 Mark
100 im Wert von je 30 Mark

Schreiben Sie, numeriert von 1 bis 7 die Antworten in Blockschrift untereinander auf die Rückseite einer Postkarte (keine Ansichtskarte und keinen Brief), und schicken Sie diese an

LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel
7010 Leipzig, PF 520
Kennwort: Preisausschreiben
Letzter möglicher Poststempel: 30. November 1984

Gewinner werden vom LKG im Dezember 1984 schriftlich benachrichtigt.

Frage 1

Seine Bücher erfreuen sich bei den jungen Lesern großer Beliebtheit. Im Kinderbuchverlag erschienen davon bisher fast zwei Millionen Exemplare. Durch das Wirken seiner jugendlichen Helden wollte der Autor bei den Lesern das Bewußtsein wecken, daß in der gesellschaftlichen Aktivität des Einzelnen schon von Kind an die Voraussetzung für ein wahrhaftes Glück liegt. Unzählige Timurhelfer unter unseren jungen Pionieren eifern mit ihren guten Taten dem Vorbild nach, das sie durch das Buch „Timur und sein Trupp" kennenlernten. Während des Großen Vaterländischen Krieges fiel der Schriftsteller, erst 37 Jahre alt, im Kampf gegen die faschistischen Eindringlinge. 1984 gedachten wir seines 80. Geburtstages.

Wie heißt der Schriftsteller?

Frage 2

Einer der großen sowjetischen Schriftsteller, Michail Scholochow, starb am 21. Februar 1984 im Alter von 78 Jahren. Seine Werke wie „Der stille Don" und „Neuland unterm Pflug" bereichern die Weltliteratur. Dem Großen Vaterländischen Krieg widmete er unter anderem eine meisterhafte Erzählung. Ihre Hauptgestalt, der bescheidene und fleißige Frontkraftfahrer Andrej Sokolow, fällt in die Hände der faschistischen Okkupanten, bewahrt seine Menschenwürde und flieht zweimal aus den Todeslagern. Im Krieg verliert er Frau und Kinder und findet erst wieder einen Sinn für sein Leben, als er den kleinen hilflosen Wanja an Kindes Statt annimmt. Eindrucksvoll stellt Scholochow hier die moralische Überlegenheit des vom sozialistischen Humanismus beseelten Sowjetsoldaten dar.

Wie heißt die Erzählung?

Wer weiß Bescheid?

Das Literaturpreisausschreiben anläßlich der Tage des sowjetischen Buches vom 26. Oktober bis 2. November 1984

Die zu den Tagen des sowjetischen Buches 1983 veröffentlichte 10. Ausgabe des Literaturpreisausschreibens „Wer weiß Bescheid?" war ein voller Erfolg. Säckeweise brachte uns damals die Post die Einsendungen ins Haus. Am Schluß waren es über 95000 Karten. Im Vergleich zum Vorjahr mehr als das Doppelte! So hatte Fortuna keine schlechte Aufgabe, als es galt, die Gewinner zu ziehen.

Viele Zuschriften und Anfragen ermutigen uns, nun das zweite Jahrzehnt dieses Preisausschreibens zu beginnen. Traditionsgemäß bleibt es bei den 7 Fragen. Einige davon widmen wir im Hinblick auf den 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus dem Thema des Großen Vaterländischen Krieges im Schaffen sowjetischer Schriftsteller. Haben Sie Lust, wieder mitzumachen oder es vielleicht das erste Mal zu versuchen?

Wie immer wünschen wir Ihnen viel Spaß und Erfolg.

Für die durch das Los ermittelten Gewinner stellen das sowjetische Außenhandelsunternehmen Meshdunarodnaja Kniga Moskau, der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und der LKG Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel die Preise zur Verfügung.

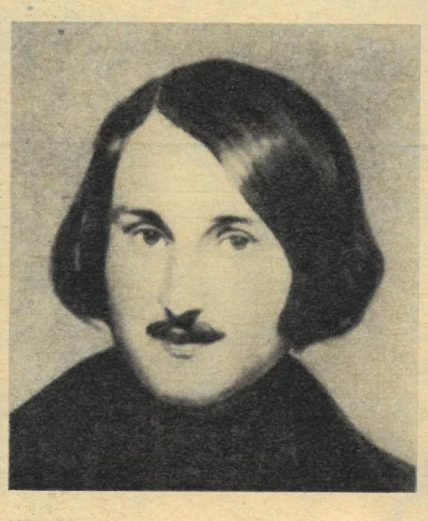
Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.

Frage 3

„Das Leben einer ungewöhnlichen Frau" heißt der Untertitel einer Biographie, die 1984 Sinowi Schejnis im Verlag Neues Leben veröffentlichte. Er erzählt darin von einer Diplomatin, Revolutionärin und engagierten Vorkämpferin der Frauenbewegung, die in Lenins erster Regierung Volkskommissar für Sozialfürsorge war. Auf außergewöhnliche Weise setzt sie sich als Botschafterin ihres Landes in Norwegen und Schweden mit Charme und Klugheit für die diplomatische Anerkennung der UdSSR ein und hatte Erfolg.

1872 als wohlbehütete Tochter eines zaristischen Generals geboren, wurde sie auch als Schriftstellerin bekannt. Unter dem Titel „Wege der Liebe" erscheinen 1984 Erzählungen von ihr in 3. Auflage im Buchverlag Der Morgen.

Wie heißt die Autorin?



Frage 4

Puschkin schrieb, als er „Die Abende auf dem Weiler bei Dikanka" gelesen hatte, „... wunderbar. Ich gratuliere der Leserschaft zu dem wahrhaft köstlichen Buch, und dem Verfasser wünsche ich von Herzen weitere Erfolge." Dieses kollegiale Lob galt einem 1809 geborenen Zeitgenossen, der zu den Klassikern der russischen Literatur zählt. Zu seinen bekanntesten Werken gehören solche Erzählungen und Novellen wie „Mirgorod", „Taras Bulba", „Der Jahrmarkt von Sorotschinzy" und „Der Mantel". In seiner Komödie „Der Revisor" entlarvte er den korrupten bürokratischen Apparat der Zarenherrschaft. Mit dem Roman „Die toten Seelen" erreichte der Dichter den Höhepunkt seines Schaffens. 1984 wurde anläßlich seines 175. Geburtstages in seinem Heimatort ein Museum eröffnet. Er starb 1852 in Moskau.

Wie heißt der Dichter?

Frage 5

Eines seiner Bücher erreichte in der Sowjetunion die höchste Auflage, die wohl je von einem Gedichtband gedruckt worden ist: 250000 Exemplare. Die in der DDR bei Volk und Welt erschienenen Bücher des populären sowjetischen Dichters, z. B. "Mit mir ist folgendes geschehen", „Der Hühnergott", „Das dritte Gedächtnis", waren immer sofort vergriffen. Mit seinem 1983 vom gleichen Verlag herausgegebenen Poem „Mutter und die Neutronenbombe" reagierte der Dichter voller Empörung auf den Beschluß der USA vom August 1981, mit der Produktion von Neutronenwaffen zu beginnen. Aus dem Schaffen des 1933 geborenen Autors veröffentlichte Volk und Welt dieses Jahr den Roman „Beerenreiche Gegenden", während im Aufbau-Verlag das bb-Taschenbuch „Pearl Harbor" erscheint.

Wie heißt der Dichter?

Frage 6

Sein Roman „Der wahre Mensch" über den sowjetischen Flieger Alexej Maresjew zählt zu den klassischen Werken der Literatur, mit denen den tapferen Kämpfern gegen die faschistischen Eindringlinge ein bleibendes Denkmal gesetzt wurde. Der Autor (1908–1981) war im Krieg Frontkorrespondent der „Prawda" und schuf mit Romanen und Reportagen ein bewegendes Bild vom Mut und Patriotismus sowjetischer Menschen.

Wie heißt der Schriftsteller?

Frage 7

Spätestens seit vor Jahren bei Volk und Welt sein dreibändiger Roman „Die Blockade" über die 900 Tage der heldenhaften und schließlich siegreichen Verteidigung Leningrads erschien, zählt Alexander Tschakowski bei uns zu den bekanntesten sowjetischen Schriftstellern. Ebenso gefragt ist seine 1982/83 vom gleichen Verlag vorgelegte Romantrilogie, in der er die Protokolle und Ergebnisse der Potsdamer Konferenz von 1945 zum Ausgangspunkt einer Darstellung nimmt, die bis in die Gegenwart reicht. Dabei geht es ihm um den Sieg der Ideen des Friedens und das erfolgreiche Vorwärtsschreiten seiner Heimat. Für dieses Werk erhielt Tschakowski 1983 den Staatspreis der UdSSR für Kunst und Literatur.

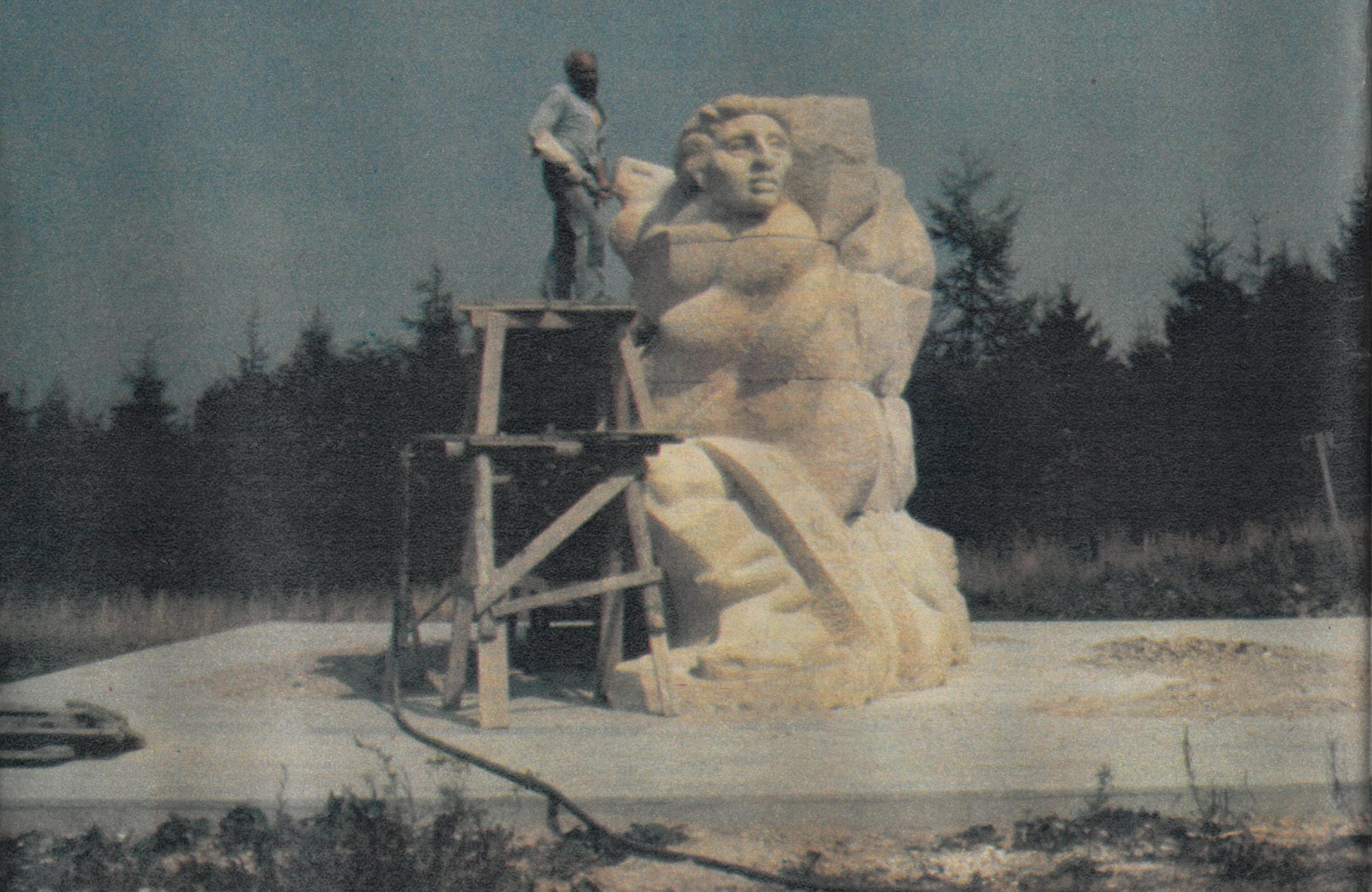
Wie heißt die Romantrilogie?

40 Jahre vom
Faschismus befreit

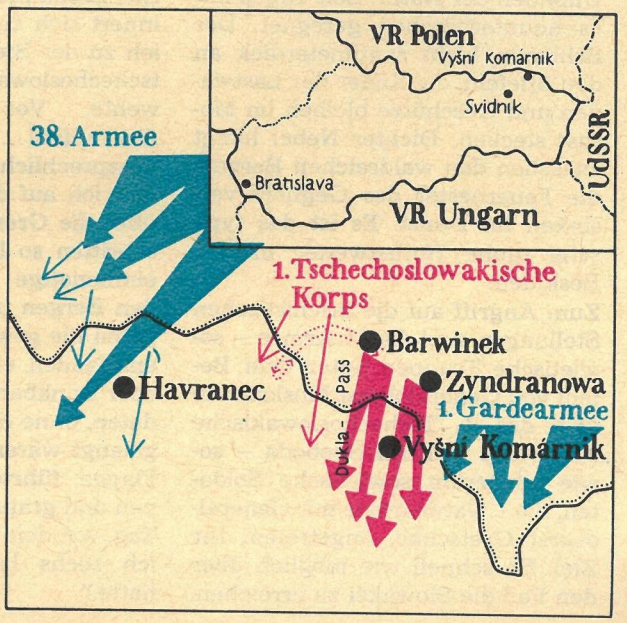
Vorstoß zum Dukla-Paß

Augenzeugen —
Schauplätze

Ein Bericht von
Günther Wolfram (Text)
und
Detlev Steinberg (Fotos)



Der Preßlufthammer frißt sich in den weichen Sandstein. Mit geübter Hand führt der Bildhauer Dušan Poučák den kreischenden Bohrer. Letzte Handgriffe an einem Denkmal am Dukla-Paß. Für jene tschechoslowakischen Soldaten, die vor 40 Jahren als erste heimatlichen, slowakischen Boden betraten. Nach erbitterten Kämpfen mit deutschen faschistischen Truppen war es in den frühen Morgenstunden des 6. Oktober 1944 acht Angehörigen des 1. Tschechoslowakischen Korps gelungen, die Höhe 502 zu erreichen. Stunden später hißten Pioniere bei einem feierlichen Meeting die blau-rot-weiße Flagge und pflanzten das Staatswappen in befreite Erde. Soldaten der von General Ludvík Svoboda geführten Einheit und Angehörige der Sowjetarmee traten an zum Kampf um die endgültige Befreiung der Tschechoslowakei. Das Denkmal am Dukla-Paß bleibt steingewordene Erinnerung und verpflichtende Mahnung für alle Zeiten.



Strategische Karte Ende September/ Anfang Oktober 1944: Sowjetsoldaten – Kämpfer der 38. Armee und der 1. Gardearmee – führen den Angriff auf den Dukla-Paß. Vyšní Komárnik ist der erste Ort auf slowakischem Gebiet, der vom 1. Tschechoslowakischen Korps erreicht wurde.

Vorstoß zum Dukla-Paß

Darauf haben sie nun tage-, ja wochenlang gewartet; die entscheidende Stunde ist angebrochen. General Svoboda, eben von Marschall Konew als Kommandeur des 1. Tschechoslowakischen Korps eingesetzt, läßt die Mannschaften antreten. „Soldaten", beginnt er mit bewegter Stimme, „wir stehen an der Schwelle der Heimat. Seid euch bewußt, welch ehrenvolle Aufgabe euch gestellt ist. Für ihre Erfüllung sind wir alle unserem Gewissen und unserem Volk verantwortlich. Ich bin überzeugt, daß ihr sie erfüllen werdet."

Doch das Korps stößt zunächst auf harten Widerstand. Starke Kräfte hat der Gegner an den Zugängen zum Dukla-Paß konzentriert, um das Eindringen auf slowakisches Gebiet zu verhindern. Es kommt zu erbitterten Gefechten um die polnischen Dörfer Barwinek und Zyndranowa. Sowjetische und tschechoslowakische Soldaten ringen erbittert mit dem Gegner – und den Unbilden der Natur. Seit Tagen hat es ununterbrochen geregnet. Der Schlamm klebt zentimeterdick an den Stiefeln, die Räder der Lastwagen und Geschütze bleiben im Morast stecken. Dichter Nebel hängt zwischen den waldreichen Bergen, die Feuernester des Gegners versinken im Dunst. Es ist das typische rauhe Herbstwetter in den Beskiden.

Zum Angriff auf die faschistischen Stellungen sind die 38. Armee – sowjetische Truppen unter dem Befehl von Generaloberst Moskalenko und das 1. Tschechoslowakische Korps mit General Svoboda – sowie wiederum sowjetische Soldaten, die 1. Gardearmee mit Generaloberst Gretschko, angetreten. Ihr Ziel: So schnell wie möglich über den Paß die Slowakei zu erreichen, um den in Bedrängnis geratenen Partisanen in und um Banská Bystrica, den Kämpfern des Slowakischen Nationalaufstandes, zu Hilfe zu kommen.

Um jede Höhe, jeden Berg wird gekämpft, Meter um Meter der Widerstand des Gegners gebrochen. Noch in der Dunkelheit der Nacht des 6. Oktober gelingt es schließlich einem tschechoslowakischen Spähtrupp, den Dukla-Paß zu erreichen. Obergefreiter Nebiljak, der eiligst eine blau-rot-weiße Fahne zusammengeflickt hat, steckt sie auf befreites Land. Genau an der Stelle, wo 40 Jahre später ein Denkmal feierlich eröffnet wird. Doch Nebiljak erreicht seine Brigade nicht, eine Mine reißt ihn bei der Rückkehr in Stücke…

Stunden später stoßen tschechoslowakische Truppen auf der einzigen Zufahrtstraße zum Paß voran, vernichten die feindliche Nachhut und überschreiten gegen 8 Uhr die Grenze. Unbeschreiblicher Jubel bricht aus. Soldaten liegen sich in den Armen, küssen sich, tanzen miteinander; manche sind stumm vor Freude. Wie lange hatten sie diesen Augenblick herbeigesehnt! Wie erbittert hatten sie um dieses Ziel gekämpft! General Svoboda erinnert sich später: „Langsam stieg ich zu der Stelle hinab, an der die tschechoslowakische Staatsflagge wehte. Vor mir stand der Grenzpfahl… Ich empfand eine unaussprechliche Freude. Wie stolz war ich auf die Soldaten, die jetzt über die Grenze marschierten. Sie schritten so leicht aus, als ob der einmonatige erbitterte Kampf in den Bergen und Wäldern der Karpaten nie gewesen wäre… Wir alle empfanden ein Gefühl unermeßlicher Dankbarkeit für die Sowjetsoldaten, ohne die wir nie bis hierher gelangt wären. Ich trat zu unserer Flagge, führte sie zu meinen Lippen und gratulierte allen zu diesem Tag, von dem ich geträumt, auf den ich sechs lange Jahre gewartet hatte."

Svidnik ist heute eine moderne Kreisstadt im Nordostzipfel der ČSSR.

Das dreisprachige Transparent

In Bratislava sitzen wir dem ehemaligen Oberst der Tschechoslowakischen Volksarmee Ivan Brody gegenüber, damals Leutnant bei den Pionieren. Für ihn stellt sich dieser Oktobertag so dar: „Von früh an hatte es wieder geregnet, die ersten Schneeflocken tanzten hernieder, kalt bließ der Nordwind. In unseren Erdbunker trat der Chef der Pioniere und berichtete, daß unsere Einheiten heute um 8 Uhr die Staatsgrenze überschritten haben. Der Korpskommandeur hat die 1. Kompanie der Brigade beauftragt, einen Triumphbogen für die nachfolgenden Kämpfer zu errichten. Freude stand auf unser aller Gesichter. Dann, ich erinnere mich genau, weinte ich. Nach fünfjähriger Emigration sollte ich die Heimat wiedersehen. Die Eltern, die Geschwister. Die Gedanken eilten voraus, dorthin, wo die Liebe wohnt. Mein Herz machte Freudensprünge."

In aller Eile werden Vorbereitungen für den Triumphbogen getroffen. Im Wyllis erreicht Leutnant Brody die Grenze. Die Pioniere sind schon eifrig bei der Arbeit. Graben Löcher, befestigen die Balken. Bald spannt sich über die Straße ein Transparent. Auf dem weißen Tuch steht tschechisch und russisch: „Die Tschechoslowakei grüßt ihre Befreier und dankt ihnen. Ewig lebe die Freundschaft zwischen den Völkern der UdSSR und der Tschechoslowakei." Und auf der Rückseite slowakisch: „Ruhm der Roten Armee, unserer Befreierin."

Für Ivan Brody, der schon im Oktober 1939 über die Karpaten auf sowjetisches Territorium geflüchtet ist und sich bei den Einsätzen der tschechoslowakischen Brigade bei Sokolowo und Kiew ausgezeichnet hat, beginnen erneut gefährliche Kriegstage. In und um das Dorf Vyšní Komárnik haben die Faschisten Zehntausende Minen gelegt: auf Straßen und Wegen, in Waldschneisen, an Ufern der Flüsse, in Furten. Minen liegen auch vor den Hütten, in Öfen, unter Tischen und Schränken. Überall lauert der getarnte Tod. „Unsere Pioniere mit den Suchgeräten mußten Schwerstarbeit leisten. Manchen guten Freund, genauso jung wie ich, verlor ich damals."

Tage später hat Ivan Brody die Frontzeitung des 1. Tschechoslowakischen Armeekorps in der Hand. Und noch einmal kann er in der Ausgabe vom 9. Oktober 1944 nachlesen: „Vor uns ein Dorf. Es ist Vyšní Komárnik, die erste befreite tschechoslowakische Gemeinde auf unserer Fahrt. Am Morgen waren hier noch die Deutschen, dann kamen unsere Soldaten. Auf dem Schuldach weht bereits fröhlich unsere Fahne. Ein kleines Bergdorf. Kleine Häuser und ein ärmliches Holzkirchlein. Es ist voller Stroh und Resten von Feuerstätten. Sicher haben hier die Deutschen gehaust… In den Augen der blassen und zerlumpten Kinder lesen wir soviel überstandenen Schrecken, daß wir so rasch wie möglich weitermarschieren und alle jene Tausende tschechoslowakischen Städte und Dörfer befreien wollen, die noch unter dem faschistischen Alptraum stöhnen…"

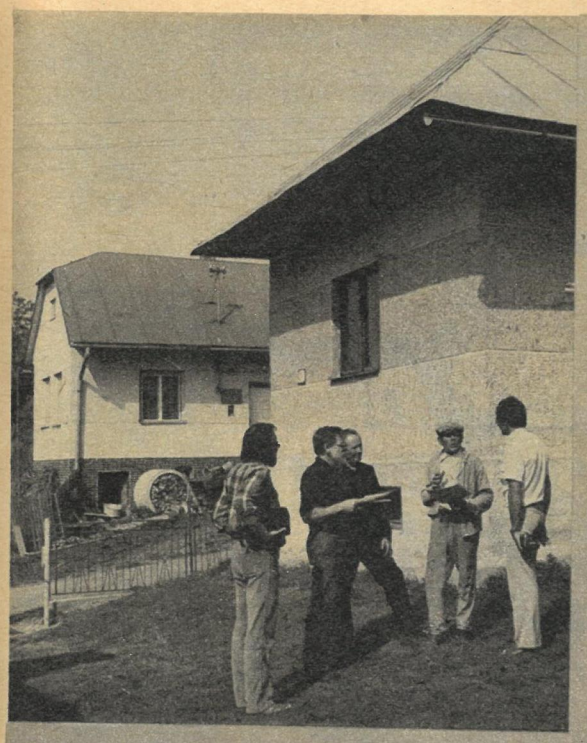
Der Hinterhof Europas

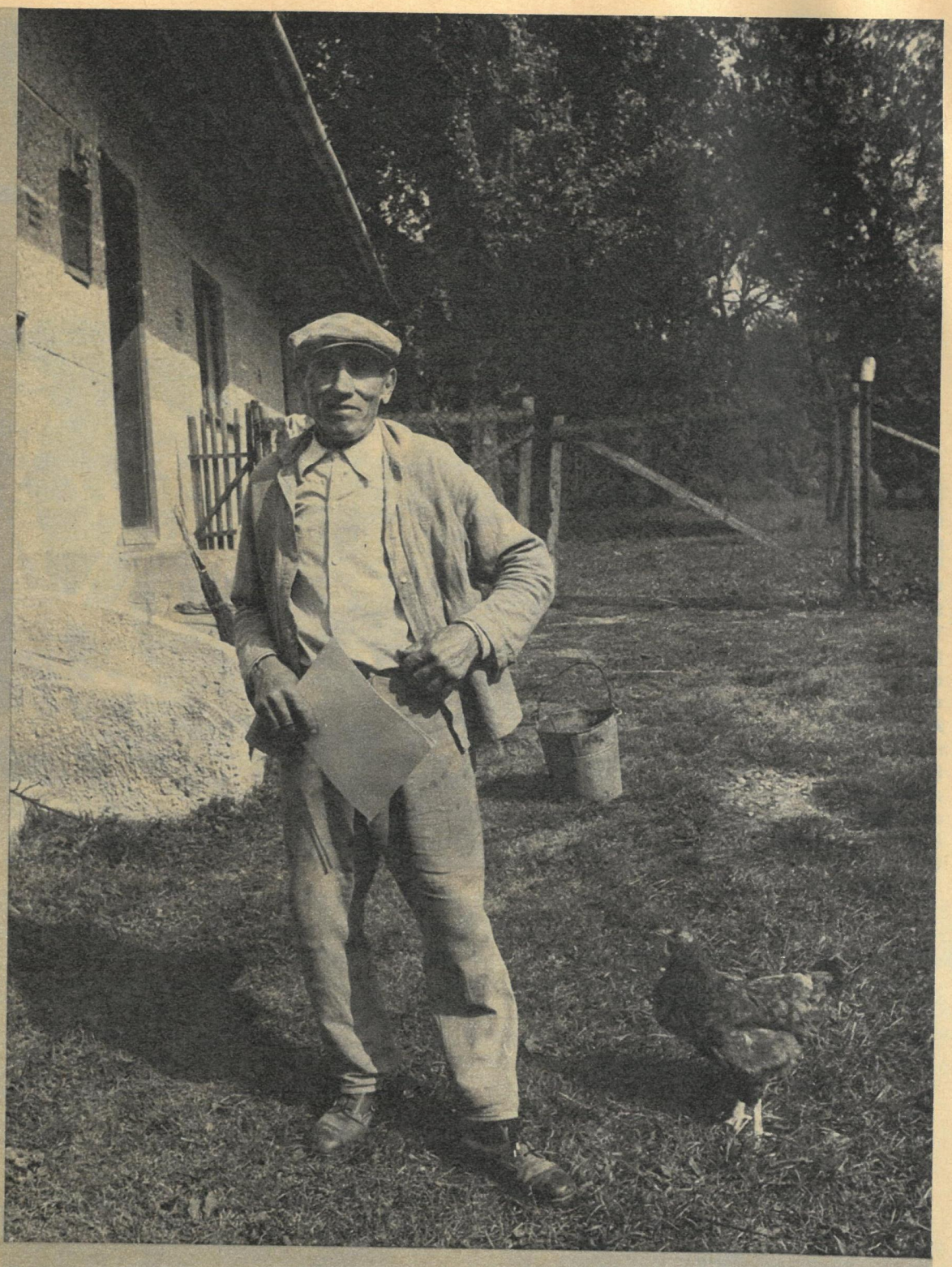
Peter Rusinko aus Vyšní Komárnik hat die Last der Jahre gebeugt. Schwere Zeiten hat er durchlebt und durchlitten, Not und Elend kennengelernt. Die Familie konnte er gerade so durchbringen. Seine sieben Hektar Land, seine zwei Kühe und zwei Ziegen brachten so viel, um Frau und Kinder ernähren zu können. Um vier Uhr früh stand er auf, und spätabends fiel er ins Bett. Peter Rusinko erinnert uns an ein geflügeltes slowakisches Wort: Der liebe Gott hat uns zwar bei der Verteilung der Naturschönheiten nicht vergessen, aber den Reichtum gab er anderen. Und er sagt: „Die dicht bewaldeten Hänge und Berge bezaubern sicher den Betrachter, aber vom Liebreiz der Landschaft ist noch niemand satt geworden."

Die Bergbauern im Osten der Slowakei wurden von Hunger und Plackerei zermürbt und ausgelaugt. Oft fehlte das Geld für Zucker, für ein Stück Leinen… oder fürs Mehl, um Brot zu backen. Oder für eine Flasche Petroleum. Wer ernsthaft erkrankte, hatte kaum eine Chance zu überleben. Zu Recht nannte man die Slowakei den Hinterhof Europas. Die Leute hier in den Beskiden kamen arm zur Welt und starben arm. Oder sie folgten den hoffnungsvollen Worten: Lieber in der Fremde leben als zu Hause verhungern. Viele Bauern ließen Frau und Kinder zurück und suchten ihr Heil in den Schlachthöfen von Chicago, den Kohlegruben der Borinage, den Baumwollfärbereien von Manchester. Wenn auch nur für Jahre, denn es zog sie immer wieder in die Heimat zurück.

Der Krieg dann machte die Armen noch ärmer. Als die deutschen Okkupanten, Einheiten der SS-Division und der Sicherheitspolizei, den Dukla-Paß und den nahegelegenen Obšár besetzten, kam nach Vyšní Komárnik noch größere Not. Peter Rusinko erinnert sich: „Erst drangen sie in unsere Scheunen und Ställe ein und raubten uns das Vieh. Als die Unsrigen näherrückten, legten sie unser Dorf in Schutt und Asche. Alle 36 Häuser brannten nieder. Der Hunger war in diesen Wochen besonders groß. Tage darauf kam ein Militärfahrzeug, hielt vor der Kirche, und unsere Soldaten verteilten Brot. Das Mehl stammte aus Beständen der sowjetischen Armee…"

Im Dukla-Museum reicht man uns die Kopie eines Berichts des Chefs der Politischen Verwaltung der





FREIE WELT-Reporter auf der Suche nach Zeugen der Vergangenheit: Bildarchiv des Dukla-Museums in Svidník. Hier werden Dokumente von der Schlacht am Dukla-Paß aufbewahrt, die als Karpaten-Dukla-Operation in die Geschichte einging. Foto Nr. 659 nehmen wir heraus. Im Bildtext heißt es: „General Ludvik Svoboda, Kommandeur des 1. Tschechoslowakischen Armeekorps in Vyšní Komárnik, dem ersten befreiten Ort in der Slowakei" (unten). Peter Slivinski, der Konservator im Museum, kennt sich aus in dieser Gegend. „Dieser Mann", und er zeigt auf den Bauern links auf dem historischen Foto, „dieser Mann lebt noch heute im Dorf."

Wir wollen ihn besuchen, fahren auf einer modernen Asphaltstraße. Zwanzig Kilometer bis zum Grenzort. Vor dem Haus Nr. 24 treffen wir Peter Rusinko (oben und rechts). Wir überraschen den Siebenundsiebzigjährigen auf seinem Hof. Er füttert die Hühner. Es dauert eine Weile, bis die Erinnerungen an den 6. Oktober 1944 in ihm wach werden. Seine knotigen, knochigen

Hände halten das Foto. Dann werden die Nachmittagsstunden des Herbsttages vor 40 Jahren lebendig. „Holz zum Feuern machte ich gerade, als vertraute Laute an mein Ohr drangen. Über 14 Tage war der Krieg über und durch unser Dorf gegangen. Die Hitlersoldaten hatten alles zerstört; niedergebrannt war auch mein Haus. Und nun endlich waren die Unsrigen da. Sie umringten mich, ich umarmte sie. Lange hatten wir auf diesen Augenblick gewartet. Nachbarn kamen aus ihren Hütten oder Erdhöhlen herbei. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die gute Nachricht. Und dann trat der Mann auf uns zu, dessen Namen wir alle respektvoll nannten: General Svoboda. Er erkundigte sich, wie wir die letzten Wochen überstanden hätten. Ich nahm meinen Sohn Jan in den Arm. Schlimmes mußte ich berichten. Der General sagte für uns alle verständlich: ‚Wer den Krieg überlebt hat, wird es besser haben!' Wir einfachen Dorfbewohner begriffen: Mit Svoboda kam die Freiheit. Wie schön und doppelsinnig war doch sein Name."

Sowjetische Panzerfahrer im Oktober 1944 bei einer Kampfpause am Dukla-Paß.

Stumme Zeugen der Vergangenheit: Das Dukla-Militärmuseum in Svidník ist zum Teil auch ein Freilichtmuseum. Sowjetische Panzer, Abwehrkanonen und Kampfflugzeuge erinnern an die Dukla-Karpaten-Operation.

Vorstoß zum Dukla-Paß

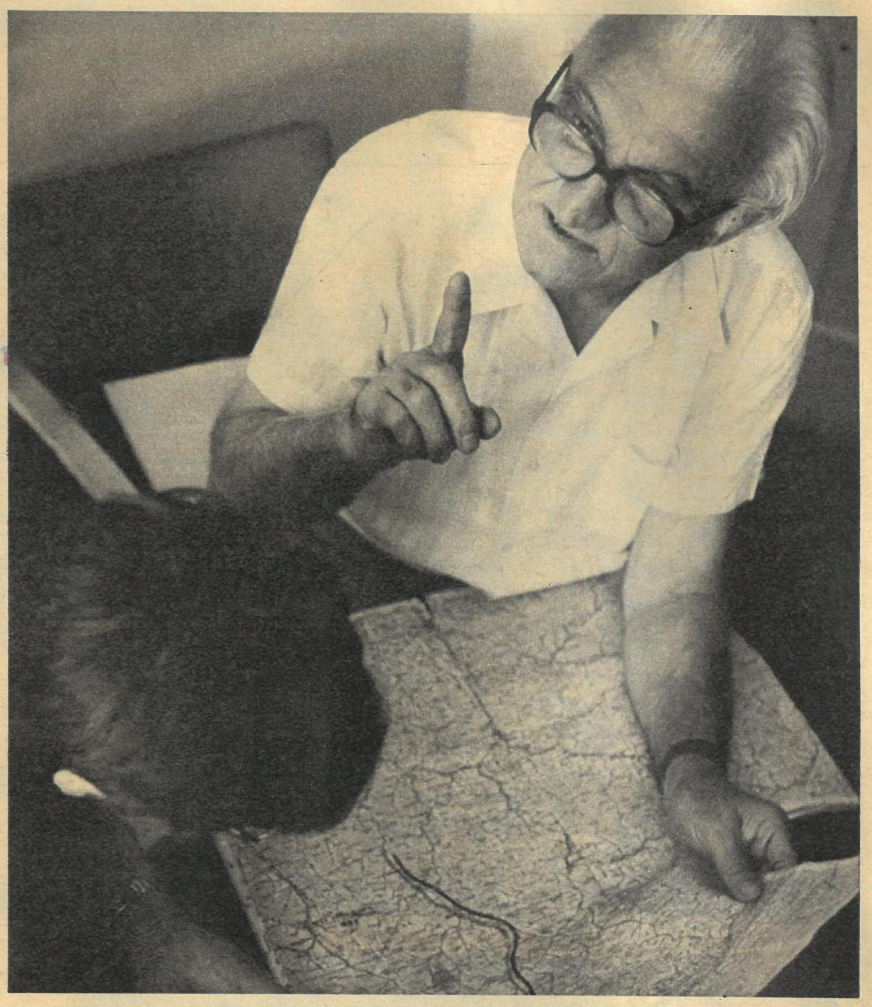
1. Ukrainischen Front, Generalleutnant Schatilow. Da heißt es: „Die Einwohner von Vyšní Komárnik begrüßten freudig ihre Befreier. Sie hatten die Rote Armee noch nie gesehen, ihre Uniformen und ihre Ausrüstungen waren für sie ganz neu… Zwei Bauern berichteten, im Dorf gäbe es viele Männer. Einige von ihnen hätten in der slowakischen Armee gedient und besäßen noch ihre alte Uniform. Auf die Frage, ob die Einwohner gegen die Faschisten kämpfen würden, antworteten sie: ‚Aus unserem Dorf werden viele kämpfen!'"

Besucher aus aller Welt

Peter Slivinski war gerade 12 Jahre alt, als im Herbst 44 tschechoslowakische und sowjetische Truppen in den Ort kommen. Er ist eines jener blassen und zerlumpten Kinder, von denen die Frontzeitung berichtet. Im Garten des Vaters hatten sowjetische Soldaten einen Raketenwerfer, eine „Katjuscha", stationiert, um den von den Faschisten besetzten Obšár zu beschießen. Peter verkroch sich im Erdbunker. „Dieser Vierzehn-Tage-Krieg bleibt fest in meinem Gedächtnis: der kalte Rauch der Trümmer, das orgelnde Pfeifen der Granaten, das dumpfe Stöhnen der Verwundeten. Diese Erfahrungen möchte ich der jungen Generation ersparen, meiner Tochter, die in den nächsten Tagen mit ihrem Mann zum Standesamt geht."

Als Mitarbeiter des Dukla-Museums will er helfen, die Wahrheit über die Schlacht am Paß zu verbreiten. In dem fast zweimonatigen Kampf starben mehr als 90 000 sowjetische und 6500 tschechoslowakische Soldaten.

Seit Eröffnung des Museums arbeitet er hier, inzwischen ausgebildet als Konservator. Altes Kriegsgerät arbeitet er für Ausstellungen auf. Immer noch werden Karabiner und Munition, Geschoßsplitter und Minen gefunden. Nur stumme Zeugen der Vergangenheit? Die Minen haben ihre todbringende Kraft behalten. Erst im vergangenen Jahr kamen bei einer Minenexplosion ganz in der Nähe 17 Lehrlinge ums Leben. Ein schreckliches Echo der Vergangenheit. „Alles müssen wir tun, damit sich ein Krieg mit all seinen Grausamkeiten nicht wiederholt", meint Peter Slivinski. „Deshalb ist die Erinnerung an ihn so wichtig." 300 000 Besucher aus aller Welt kommen Jahr für Jahr zu den Gedenkstätten am Dukla-Paß. Und sie sehen auch, wie der Osten der Slowakei erblüht ist, daß Not und Elend verschwunden sind.



Oberst a. D. Ivan Brody: Bei Dukla kam die Losung auf – „Mit der Sowjetunion für ewige Zeiten! Mit der Sowjetunion und niemals mehr anders!"

Konservator Peter Slivinski: „Zwei Maschinenpistolen aus längst vergangenen Tagen. Heimtückisch aber sind noch heute die Minen……"

Korrektur des lieben Gottes

Die Fahrt im Škoda durch den Kreis Svidník macht uns mit einem modernen Agrar-Industriegebiet bekannt. Einst führte nur eine befestigte Straße von der Stadt zur polnischen Grenze. Heute kann jede Gemeinde mit den örtlichen Autobuslinien, über 900 insgesamt, erreicht werden. Strohbedeckte Holzhäuser findet man nur noch im Freilichtmuseum. Moderne Einfamilienhäuser oder moderne Wohnblocks bestimmen das Bild in vielen Dörfern. Mähdrescher dröhnen über die Felder. Eine gute Ernte ist in die Scheunen gebracht. Wurden auf den bergigen Hängen früher rund 7 bis 10 Dezitonnen pro Hektar geerntet, sind es heute etwa 30. Der Ratsvorsitzende von Svidník, Dr. Jozef Bilas, ist stolz auf die Entwicklung seines Kreises. Die 42 000 Bewohner arbeiten in 18 Landwirtschaftlichen Genossenschaften oder in den Bekleidungswerken, dem Tesla-Kombinat, der Maschinenfabrik, in den Molkereien oder den Sägewerken. Im Nordostzipfel der Tschechoslowakei entstand eine eigene Industrie. Die Söhne der Bergbauern wurden Arbeiter, besetzten auch Plätze in den Hörsälen der Universitäten. Mehr als 1000 Bürger des Kreises besitzen heute ein Hochschuldiplom, 1940 konnte man die Zahl der Absolventen an den Fingern einer einzigen Hand abzählen. Vor dem Krieg: auf einen Arzt 15 000 Menschen, heute: 320. Das ist zweifelsohne Weltspitze.

Der Ratsvorsitzende liefert uns noch ein paar beeindruckende Zahlen: „Die letzte Volkszählung ergab, daß auf 2,8 Haushalte ein PKW kommt; 1,2 Haushalte besitzen einen Fernseher und eine Waschmaschine."

Wir sprechen mit Dr. Bilas über das alte slowakische Wort von der Schönheit der Natur und dem fehlenden Reichtum seiner Bewohner, das uns der alte Rusinko erzählte. Er lacht und fügt verschmitzt hinzu: „Zu den Schönheiten der Berge ist nun auch der Wohlstand gekommen. Das ungerechte ‚Verteilungsprinzip vom lieben Gott' ist im nachhinein durch unser aller Arbeit korrigiert worden."

Im Dukla-Museum konnten wir die verblichene Frontzeitung des 1. Tschechoslowakischen Korps vom Oktober 1944 betrachten. In dem schon zitierten Bericht heißt es zum Schluß: „Die erste befreite tschechoslowakische Gemeinde blieb hinter uns. Es ist ein winziges Fleckchen Erde, das man nur auf allergenauesten Karten findet. Doch seinen Namen wird man in den tschechoslowakischen Schulen lernen: Vyšní Komárnik." Wie prophetisch: Der Tag des Einmarsches tschechoslowakischer Truppen in die Heimat, der 6. Oktober, wurde zum Geburtstag der tschechoslowakischen Volksarmee.

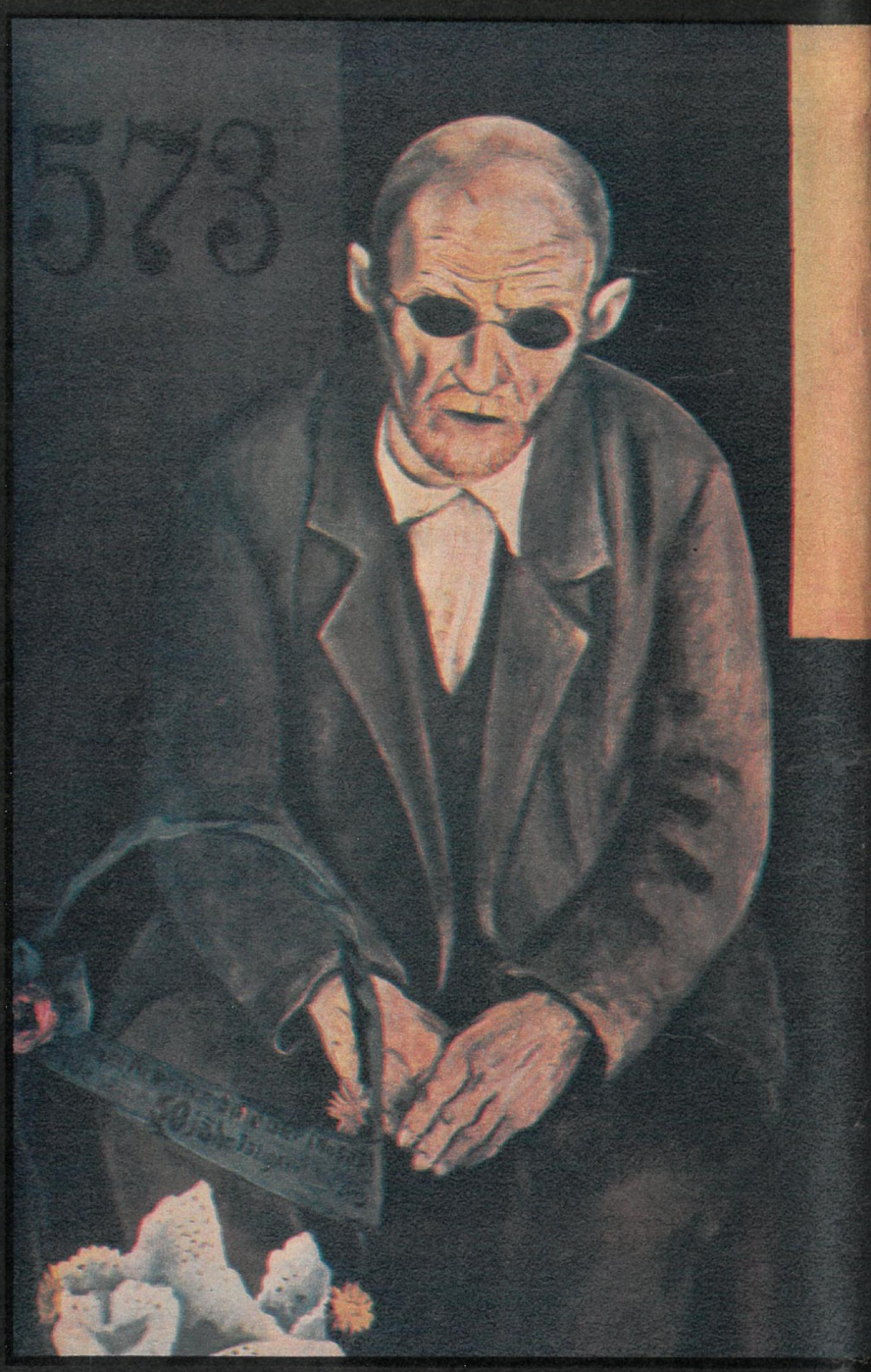
Ergänzungsfotos: Dukla-Museum Svidník; ČTK, Ustinow; Karte: Harald Larisch

Saratow. 1925 (links).

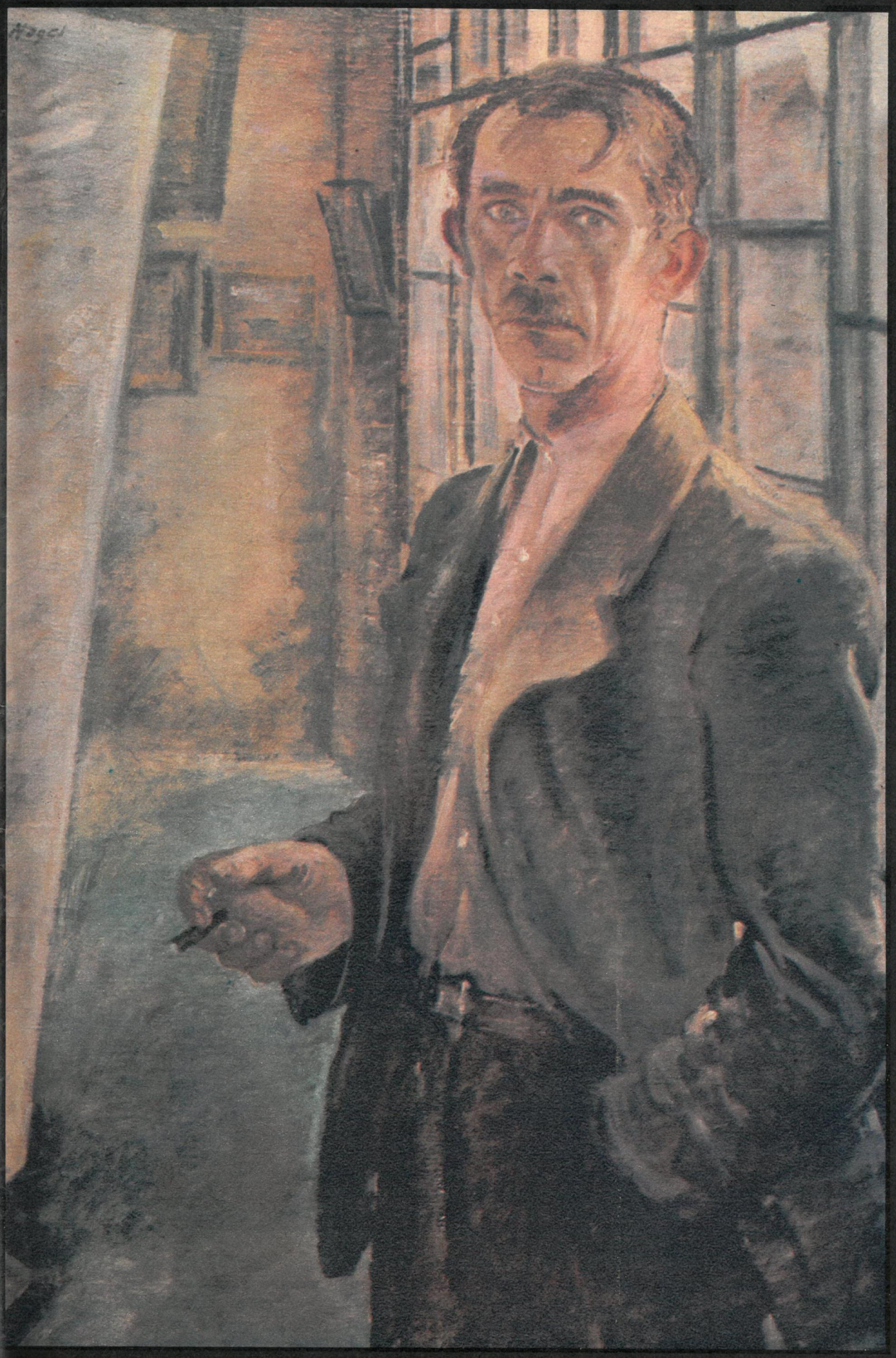
Selbstbildnis vor leerer Staffelei. 1936 (rechts).

Titelblatt des Katalogs der „1. Allgemeinen deutschen Kunstausstellung“ in der Sowjetunion. Hans Arp, Hans Baluschek, Ernst Barlach, Otto Dix, Conrad Felixmüller, George Grosz, Paul Klee, Oscar Kokoschka, Käthe Kollwitz, Wilhelm Lachnit, Ludwig Mies van der Rohe, László Moholy-Nagy, Oskar Nerlinger, Emil Nolde, Otto Pankok, Max Pechstein, Oskar Schlemmer, Karl Schmidt-Rottluf, Georg Schrimpf, Magnus Zeller, Heinrich Zille gehörten zu den 126 Künstlern, die mit Werken vertreten waren (unten links).

Der Jubilar. 1923 (unten). Das Bild des Proletariers, der sein 50. Betriebsjubiläum „feiert“, ging mit seinem Maler auf Reisen, wurde vom Revolutionsmuseum angekauft und blieb in Moskau. Nun ist es für einige Monate nach Berlin zurückgekehrt. Bis zum Dezember hängt es mit allen hier vorgestellten Gemälden in der großen Ausstellung, die anläßlich des 90. Geburtstages Otto Nagels in der Nationalgalerie gezeigt wird.



„Jubilar“



„Als 1921 während der großen Dürrekatastrophe im Wolgagebiet die ganze fortschrittliche Menschheit in einer mächtigen Solidaritätsaktion den Hungernden Hilfe brachte, gründete ich mit einem Kreis von Intellektuellen im Rahmen der großen Hilfsaktion die ‚Künstlerhilfe'. Das neue Rußland hatte die Sympathie der fortschrittlichen deutschen Intelligenz. Wir hatten die neue russische Literatur kennengelernt, die ersten Sowjetfilme, die wir in Deutschland sahen, hatten uns begeistert." Wie Otto Nagel blickten viele Künstler und Intellektuelle voller Hoffnung auf das Beispiel der ersten siegreichen sozialistischen Revolution. Sie reagierten unverzüglich, als dieses Land, gebeutelt von Krieg, Bürgerkrieg, Intervention und Blockade, auch noch von einer Dürrekatastrophe im Wolgagebiet heimgesucht wurde, der eine schlimme Hungersnot folgte. Auf den Appell Maxim Gorkis „An alle ehrlichen Europäer und Amerikaner" vom 13. Juli und auf den Appell Lenins „An das internationale Proletariat" vom 2. August 1921 wurde in Berlin am 12. August das „Komitee Arbeiterhilfe für Sowjetrußland" gegründet. Neben Käthe Kollwitz, Heinrich Vogeler (s. a. FW 16/84, d. R.) und George Grosz stellte sich sofort auch Otto Nagel zur Verfügung. Innerhalb der aus dieser Organisation hervorgegangenen Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) schufen Künstler auf Nagels Initiative am 1. Oktober 1921 das „Komitee Künstlerhilfe". In die Funktion des Sekretärs wählten sie Otto Nagel, den proletarischen Maler vom Wedding, und Erwin Piscator, den Regisseur des ersten proletarischen Theaters. Die „Künstlerhilfe" wirkte mit ihren spezifischen Mitteln gegen den Hunger in Sowjetrußland und später im eigenen Land: neben Spenden eigener Arbeiten vor allem mit der Gestaltung von Plakaten, Broschüren, Mappen und anderen Publikationen und Werbematerialien für die IAH. Das lithographierte Plakat der verehrten Freundin Nagels Käthe Kollwitz, das unter der Schrift „Helft Rußland!" einen zusammenbrechenden Mann zeigt, dem sich helfende Hände entgegenstrecken, war wohl einer der überzeugendsten Beiträge der Künstler zu dieser weltweiten Aktion.

auf Reisen

Otto Nagel begleitete 1924 die „1. Allgemeine deutsche Kunstausstellung" in die Sowjetunion. Am 27. September jährte sich sein Geburtstag zum 90. Male.

Ein Beitrag von Friedegund Weidemann

„Jubilar“ auf Reisen

Nach einem Jahr war der Hunger in der Sowjetunion gebannt, doch auf die IAH und die „Künstlerhilfe“ warteten neue Aufgaben. 1923 eilten sowjetische Schiffe mit Getreide den durch Inflation und Streiks in Not geratenen deutschen Arbeitern zu Hilfe; wieder hatte ein Plakat der Kollwitz, „Deutschlands Kinder hungern!“, im Auftrag der „Künstlerhilfe“ an die internationale Solidarität appelliert. Dieses Komitee beschloß auf seiner ersten Reichskonferenz 1923 neben anderen wichtigen Dingen – wie der Gründung einer kommunistischen Künstlerorganisation –, eine umfassende Ausstellung deutscher Kunst in die Sowjetunion zu schicken. Otto Nagel, ihr Sekretär, hatte dies angeregt. Er wurde mit der Organisation betraut.

Werke der wichtigsten Vertreter aller künstlerischen Richtungen und Gruppierungen wollte Nagel in der Sowjetunion zeigen, vor allem natürlich die der in Opposition zur offiziellen Bourgeoiskunst stehenden. 1922 hatte in Berlin die Galerie van Diemen russische und sowjetische Revolutionskunst gezeigt. Von deren radikal neuen Inhalten und Formen waren die deutschen Künstler tief beeindruckt. Im Vorwort des Katalogs forderte der Maler David P. Sterenberg die Kollegen ihrerseits zu einer Ausstellung auf. Eben dies sollte die „1. Allgemeine deutsche Kunstausstellung“ in der Sowjetunion sein. Das Mitglied des Zentralkomitees der IAH Richard Ehring, der sozialdemokratische Kunstkritiker Adolph Behne, die Maler Eric Johansson aus Dresden und Hermann Sandkuhl aus Berlin unterstützten Nagel bei der Vorbereitung dieses großen Unternehmens. Generalprobe war die in Umfang und Auswahl ähnliche, ebenfalls im Auftrag der „Künstlerhilfe“ von Otto Nagel organisierte Ausstellung im Berliner Kaufhaus Wertheim, die im Februar 1924 dreißigtausend Besucher hatte.
Mit 501 Werken von hundertsechsundzwanzig Künstlern dreizehn verschiedener Vereinigungen fuhren Eric Johansson und Otto Nagel nach Moskau. Am 15. Oktober 1924 wurde die Ausstellung im Historischen Museum am Roten Platz eröffnet. „Als ich den Triumphbogen an der Grenze durchfuhr und die ersten Rotarmisten sah, die uns freundlich zuwinkten, begann ein großes Erlebnis“, schwärmte der Berliner später. „Und dann die Menschen! Diese unvorstellbare Begeisterung für Kunst... In Viererreihen standen die Menschen in langen Schlangen um das Museum herum und warteten auf Einlaß. In den Ausstellungsräumen war ein starkes Gedränge.“
Von Nagel selbst sah man fünf Werke, zwei blieben in Moskau: Das Revolutionsmuseum erwarb das Gemälde „Der Jubilar“, das Museum für westeuropäische Kunst – heute Puschkin-Museum – den „Mann mit dem Augenstar“. Auch Werke anderer Künstler wurden für die Museen in Moskau und Leningrad angekauft. Ein ausführlicher Katalog, herausgegeben von der sowjetischen Organisation der IAH, begleitete die Ausstellung. Im Vorwort gab Adolph Behne einen

Wochenmarkt am Wedding. 1926 (oben)

Aus dem Skizzenheft der Sowjetunion-Reise. 1924/25 (links)

Die „1. Allgemeine deutsche Kunstausstellung“ in Leningrad (rechts)

Überblick über die neuesten deutschen Gruppierungen, die fast alle vertreten waren, am stärksten die gerade gegründete kommunistische „Rote Gruppe", das Bauhaus und der „Sturm"-Kreis.

Vor allem die Persönlichkeit Otto Nagels wirkte für den großen Erfolg der Ausstellung: Er veranstaltete Führungen und Gespräche, traf sich mit Vertretern des kulturellen Lebens, zum Beispiel mit dem Volkskommissar für Volksbildung Anatoli Lunatscharski, der eine sehr positive Wertung der Ausstellung in der Zeitschrift „Proshektor" (Scheinwerfer) veröffentlichte: „Zumeist jedoch – und das ist schwerlich eine erkünstelte Auslese der Ausstellung – befaßt sich der deutsche Künstler just mit Propaganda. Und ist hierbei nicht trocken, nicht didaktisch, nicht prosaisch-utilitaristisch. Im Gegenteil, voller Zorn, Schmerz und Hoffnung. Kein Zweifel, daß der russische Künstler auf dieser Ausstellung etwas lernen kann, obwohl sie ihm technisch verhältnismäßig wenig Vorbilder bietet."

Eines Tages begleitete Nagel auch Clara Zetkin durch die Ausstellung. „Als sie erkannt wurde, trat man voller Ehrfurcht zurück und klatschte in die Hände. Clara Zetkin war außerordentlich interessiert und ging mit mir von Bild zu Bild... Vor den Arbeiten der Käthe Kollwitz stand sie voller Andacht."

Aus Saratow, wo die Ausstellung während der Wintermonate gezeigt wurde, kennen wir drei Gemälde Otto Nagels. Er kam in dieser Zeit kaum zum Malen, wohl aber skizzierte er emsig seine Eindrücke, vor allem von Landschaften und Menschen. Eines der Gemälde stellt in einer typisch russischen Winterlandschaft vermummte Gestalten und einen Rotarmisten beieinanderstehend dar. Ein ungewöhnlich farbiges Bild, trotz des Schattens, der auf ihm liegt: „Ich habe es gemalt am Tage der ersten Wiederkehr von Lenins Tod, direkt vor der Natur." Überall auf seiner Reise, die nur wenige Monate nach Lenins Tod begann, begegnete ihm die Trauer um den Führer der Revolution. „Das ganze Land stand noch unter dem Eindruck dieses unersetzlichen Verlustes." Dennoch strahlt das Bild eine Farbenfreude aus, die an dem Maler des Wedding, dessen Grau den Ausdruck des sozialen Milieus trug, überrascht. Sie läßt einen Nagel erkennen, der hier empfindsam malerischen Reizen nachspürt. So – ganz Malerauge – beschreibt er die letzte Station seiner Reise: „Von Leningrad gewann ich einen sehr farbigen Eindruck. Das merkwürdige Rot – Ochsenblutrot würden wir sagen – mit dem manche Häuser angestrichen waren, stand zusammen mit einem immer wiederkehrenden Chromoxydgrün."

Der Ausstellung eilte ihr Ruf voraus. Auch in Leningrad nahm man sie im Frühjahr 1925 enthusiastisch auf. Der Maler Otto Nagel wurde als ihr Organisator begeistert empfangen. So kam es, daß die junge Leningrader Schauspielerin Walentina A. Nikitina ihren späteren Mann – wie sie sagte – „in der Luft" kennenlernte. Denn „die sowjetischen Menschen waren, gerade als ich in der Ausstellung war, ungeheuer begeistert von dem Künstler, der sie durch die Ausstellung führte, und ganz besonders von seinen Bildern... feierten ihn spontan – eben auf unsere russische Art: Sie warfen ihn hoch, ich kam leider zu spät und sah nur noch die langen Beine und die zurückfallende Mütze. Ich ging an diesem Mann vorbei... Er hatte eine sehr sympathische Stimme, und mir fielen besonders seine großen graublauen Augen auf. Er war sehr, sehr schlank, groß, und auf dem Kopf trug er eine russische Mütze. Bis dahin hatten wir keine allzu gute Meinung von den Deutschen, aber dieser erinnerte mich indirekt an einen meiner Brüder, der auch solch eine Mütze hatte, und das versöhnte mich irgendwie mit ihm."

Auf einem Bankett bei Lunatscharski lernte sie dann den ganzen Nagel kennen. „Otto Nagel sprach nur wenige Worte russisch, und ich kannte vielleicht zehn deutsche Vokabeln. Aber auch ohne gemeinsame Sprache verstanden wir uns vom ersten Augenblick an... schon einige Monate später... wurde ich Otto Nagels Frau."

So veränderte diese Reise Nagels privates Leben entscheidend: Er hatte die Gefährtin gefunden, die ihm couragiert in den schwersten Zeiten zur Seite stand. Seine Kunst hatte ebenfalls eine Bereicherung erfahren, als er im Juli 1925 – nach einer bewegten Seereise in Gesellschaft des Polarforschers Otto J. Schmidt und des Dramatikers George Bernard Shaw – nach Berlin zurückkehrte. Waren vordem vor allem große Einzelporträts für Nagel charakteristisch, so werden es nun große Mehrfigurenbilder, wie das 1926 entstandene Gemälde „Wochenmarkt am Wedding". Sein Anliegen, im Klassentyp des Proletariers das Individuum sichtbar zu machen, schält sich hier deutlich heraus. Durch die Häufung von Figuren des gleichen sozialen Typs erreichte er einen stärkeren Verallgemeinerungsgrad; indem er dicht an seine Modelle rückte und sie groß und nah an den Betrachter drängte, erzielte er eine schärfere Aussage. Die Entfernung vom Wedding und die Begegnung mit dem Land der befreiten Arbeiterklasse hatten Nagels Blick für das Gemeinsame und das Besondere, das Großartige und das Dumpfe seiner Weddinger Klassengenossen geschärft.

Dr. Friedegund Weidemann ist Leiterin des Otto-Nagel-Hauses der Staatlichen Museen zu Berlin.

Reproduktionen: Volker Hohlfeld, Archiv

Im nächsten Heft:

Das ist der Gipfel...

Je komplizierter der Weg nach oben, um so reizvoller... Nach diesem Bergsteiger-Motto handelte ein FREIE WELT-Team, das sich an der diesjährigen Alpinade im Kaukasus beteiligte und den Elbrus bezwang.

Foto: Dr. Manske

Das große kosmische Experiment

Immer länger bleiben sowjetische Kosmonauten im All. Wie geht es weiter nach dem kosmischen Dauerflug-Weltrekord? Ein Beitrag über Perspektiven und Möglichkeiten langandauernder bemannter Weltraumflüge.

Riese Jenissej

Von Krasnojarsk bis Dudinka. Eine Fahrt auf dem wasserreichsten Strom der Sowjetunion.

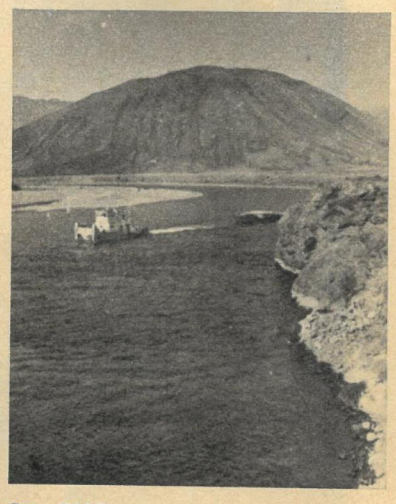


Foto: TASS

Wiedersehen mit einem weltberühmten Filmstar

Inna Tschurikowa spielt eine der Hauptrollen in dem Film „Frontromanze" von Pjotr Todorowski, der das diesjährige XIII. Festival des sowjetischen Films in der DDR eröffnet.

Redaktionsschluß: 7. 10. 1984

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Zeichnung: Klaus Ensikat

Januar 1985

M	D	M	D	F	S	So
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31			

Februar 1985

M	D	M	D	F	S	So
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28			

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will Euch auch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch Weihnachten einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird... In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die in Mittelasien leben: Es sind die Beludshen, Dunganen, Usbeken, Karakalpaken, Uiguren und Kasachen.